



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften. jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Flammenzeichen.

Roman von G. Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Willibald war wortlos der Einladung des Doktors gefolgt; allmählich kam man in ein Gespräch, bei dem Marietta allerdings den Hauptantheil trug. Sie erzählte ausführlich und in höchst komischer Weise das Zusammentreffen mit Willibald. Da sie von der bevorstehenden Verlobung längst unterrichtet war, so

behandelte sie den Bräutigam ihrer Freundin wie einen alten Bekannten, sie fragte nach Toni, nach dem Oberforstmeister, und der kleine rothe Mund ging dabei wie ein Mühlwerk.

Der junge Majoratsherr war um so schweigsamer, die helle Stimme, die selbst beim Sprechen so lieblich klang wie Vogel-



Viel Lärm um nichts. Zeichnung von Franz D' Stadenberg.

gezwitscher, machte ihn ganz verwirrt. Er hatte den Doktor erst gestern kennen gelernt, als dieser in Fürstenstein einen Besuch abstattete, und es war dabei auch von einer gewissen Marietta die Rede gewesen, die mit seiner Braut befreundet war. Näheres aber wußte er nicht, denn Toni war nicht besonders mittheilfam.

„Und da läßt dies übermüthige Kind Sie nun ohne weiteres im Hausflur stehen und setzt sich an das Klavier, um mir seine Ankunft anzukündigen!“ sagte Volkmar kopfschüttelnd. „Das war sehr unartig, Marietta.“

Das junge Mädchen lachte und schüttelte die kurzen krausen Locken.

„O, Herr von Eschenhagen nimmt es nicht übel, dafür darf er auch zuhören, wenn ich Dir Dein Lieblingslied noch einmal vorsinge, Du hast ja kaum ein paar Takte gehört. Soll ich gleich anfangen?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief sie an das Klavier, und nun erhob sich wieder jene silberhelle Stimme, die das Ohr förmlich betraute mit ihrem Zauber. Sie sang eine alte einfache Volkswaise, aber es klang so lockend und schmeichelnd, so weich und süß, als sei plötzlich der Frühling und der Sonnenschein eingezogen in die stillen öden Räume des alten Hauses. Und es legte sich dabei auch wie Sonnenschein auf das Gesicht des alten weißhaarigen Mannes, in das sich so manche Falte der Sorge und des Kammers gegraben hatte. Mit einem halb wehmüthigen, halb freundlichen Lächeln hörte er dem Liede zu, das ihn wohl an die Zeit erinnern mochte, wo er noch jung und glücklich war.

Aber er war nicht der einzige aufmerksame Zuhörer. Der junge Majoratsherr von Burgsdorf, der vor zwei Stunden bei den donnernden Klängen des Janitscharenmarsches eingeschlafen war, der in vollster Uebereinstimmung mit seiner Braut die „dumme Musik“ für eine sehr langweilige Sache hielt, er lauschte diesen weichen, quellenden Tönen so andächtig, als ob sie ihm eine neue Offenbarung verkündeten. Weit vorgebeugt sah er da, die Augen unverwandt auf das junge Mädchen gerichtet, das augenscheinlich mit ganzer Seele bei dem Gesange war und dabei mit einer unendlich reizenden Bewegung das Köpfchen hin und her wiegte, und als das Lied zu Ende war, athmete er tief auf und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Mein kleines Singvöggehen!“ sagte Doktor Volkmar zärtlich, indem er sich zu seiner Enkelin niederbougte und einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

„Gelt, Großpapa, meine Stimme hat nicht gerade verloren in den letzten Monaten?“ fragte sie neckisch. „Aber Herr von Eschenhagen scheint sie doch nicht zu gefallen, er sagt mir kein Wort darüber.“

Sie blickte mit der Miene eines schmollenden Kindes zu Willibald hinüber, der sich jetzt erhob und gleichfalls an das Klavier trat. Auf seinem Gesicht lag eine leise Röthe und in seinen sonst so ausdruckslosen blauen Augen leuchtete es auf, als er halb laut sagte:

„O, es war sehr, sehr schön!“

Die junge Sängerin mochte wohl an andere Komplimente gewöhnt sein; aber sie fühlte doch die tiefe, ehrliche Bewunderung in den lakonischen Worten und bemerkte recht gut, welchen Eindruck ihr Gesang gemacht hatte; sie lächelte deshalb, als sie erwiderte:

„Ja, das Lied ist auch sehr schön. Ich habe jedesmal einen förmlichen Triumph damit gefeiert, wenn ich es als Einlage zu meiner Rolle sang.“

„Zu Ihrer Rolle?“ wiederholte Willy, der sich diesen Ausdruck nicht erklären konnte.

„Nun ja, bei dem Gastspiel, von dem ich eben zurückkomme. O, es ist glänzend verlaufen, Großpapa, und der Direktor hätte es gern verlängert, aber ich hatte schon den größten Theil meines Urlaubs darauf verwandt und wollte doch wenigstens noch einige Wochen bei Dir sein.“

Der junge Majoratsherr hörte in steigender Bewunderung zu. Gastspiel — Urlaub — Direktor — was sollte denn das alles bedeuten? Der Doktor bemerkte sein Erstaunen.

„Herr von Eschenhagen kennt Deinen Versuch noch nicht, mein Kind,“ sagte er ruhig. „Meine Enkelin hat sich zur Sängerin ausgebildet.“

„Wie nützlich Du das sagst, Großpapa!“ rief Marietta auffringend; und sich zu der vollen Höhe ihrer zierlichen Gestalt aufrichtend, fügte sie mit komischer Feierlichkeit hinzu:

„Seit fünf Monaten Mitglied eines hochzuverehrenden herzoglichen Hoftheaters, eine Person in Amt und Würden, also — Gut ab, mein Herr!“

Mitglied des Hoftheaters! Willibald zuckte förmlich zusammen bei dem verhängnißvollen Worte. Der wohlgezogene Sohn seiner Mutter theilte deren ganzen Abscheu vor dem „Komödiantenwesen“. Er trat unwillkürlich drei Schritte zurück und starrte entsetzt auf die junge Dame, die ihm so Schreckliches verkündete. Sie lachte laut auf bei der Bewegung.

„Nun, so viel Respekt brauchen Sie nicht zu haben, Herr von Eschenhagen! Ich erlaube Ihnen, hier am Klavier stehen zu bleiben. Hat Ihnen denn Toni nicht gesagt, daß ich beim Theater bin?“

„Toni? — Nein!“ stieß Willibald ganz fassungslos hervor. „Aber sie erwartet mich, ich muß nach Fürstenstein — ich bin schon viel zu lange hier gewesen!“

„Recht artig!“ lachte das junge Mädchen ausgelassen. „Das ist wirklich nicht sehr schmeichelhaft für uns; aber da Sie Bräutigam sind, müssen Sie natürlich zu Ihrer Braut.“

„Ja, und zu meiner Mama,“ sagte Willy, der ein dunkles Gefühl hatte, daß ihm irgend etwas Fürchterliches drohe, und dem seine Mutter als ein rettender Engel erschien. „Ich bitte um Entschuldigun, aber ich — ich bin wirklich schon viel zu lange hier gewesen.“

Er stockte, denn er erinnerte sich, daß er das schon einmal gesagt hatte, und suchte nach anderen Worten, fand sie aber nicht und wiederholte glücklich die Artigkeit zum drittenmal.

Marietta wollte sich anschießen vor Lachen. Doktor Volkmar aber erklärte höflich, seinen Gast nicht länger aufhalten zu wollen, und bat, seine Empfehlungen an den Oberforstmeister und an Fräulein von Schönau auszurichten. Der junge Majoratsherr hörte kaum darauf, er suchte seinen Hut, machte eine Verbeugung, stotterte einen Abschiedsgruß und lief davon, als ob ihm der Kopf brenne. Er hatte nur den einen Gedanken, daß er so schnell als möglich fort müsse; dies übermüthige, neckische Lachen machte ihn ganz verrückt.

Als Volkmar, der ihn bis zur Thür begleitet hatte, zurückkehrte, wuschte sich seine Enkelin, halb erspott vor Lachen, die Thränen aus den Augen.

„Ich glaube, bei Tonis Bräutigam ist es hier nicht recht richtig!“ rief sie, die zierlichen Finger an die Stirn legend. „Zuerst lief er stumm wie ein Fisch mit dem Koffer hinter mir drein, dann schien er etwas aufzutauen bei meinem Gesange, und nun bekommt er wieder einen förmlichen Anfall zum Davonlaufen und rennt nach Fürstenstein zu seiner Mama, so daß ich ihm nicht einmal einen Gruß an seine Braut mitgeben kann.“

Der Doktor lächelte ein wenig schmerzlich; er hatte besser beobachtet und errieth, woher die plötzliche Veränderung in dem Benehmen seines Gastes stammte.

„Der junge Mann hat wohl noch nicht viel mit Damen verkehrt,“ versetzte er ausweichend, „und er scheint auch noch einigermaßen unter der Vormundschaft seiner Mutter zu stehen; aber seiner Braut gefällt er offenbar ganz gut, und das ist schließlich die Hauptsache.“

„Ja, hübsch ist er!“ sagte Marietta etwas nachdenklich, „sogar sehr hübsch, aber ich glaube, Großpapa, er ist auch sehr dumm.“

Willibald war inzwischen im Sturmschritt bis zur nächsten Straßenecke gelaufen; da blieb er stehen und versuchte, seine Gedanken zu ordnen, die vollständig in Verwirrung gerathen waren. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er damit zustande kam, aber er blickte noch einmal nach dem Hause des Doktors zurück, ehe er langsam weiter ging.

Was würde seine Mutter dazu sagen! Sie, die das ganze „Komödiantenwesen“ ohne Ausnahme in Aht und Bann gelhan hatte! Und sie hatte recht, Willy spürte ja ganz deutlich, daß so etwas wie Hexerei von diesem Volke ausging, man mußte sich vor ihm hüten!

Aber wenn diese Marietta Volkmar sich nun einfallen ließe, ihre Jugendfreundin in Fürstenstein zu besuchen? Der junge Majoratsherr hätte sich doch eigentlich entsetzen müssen bei dem Gedanken und war auch jetzt überzeugt, daß er sich entsetze; aber dabei trat wieder jenes seltsame Leuchten in seine Augen. Er sah unwillkürlich in dem Empfangszimmer am Flügel, wo vorhin seine Braut gesessen hatte, eine zarte, kleine Gestalt, die das Köpfchen mit dem lockigen dunklen Haar wie ein Singvöggehen

hin und her wiegte, und der Donner des Janitscharenmarches verwandelte sich in die weichen quellenden Töne des alten Volksliedes, und dazwischen schallte wieder jenes übermüthige, silberhelle Lachen, das auch wie Musik klang.

Und das alles sollte nun verdorben und verloren sein, weil es der Bühne angehörte? Frau von Eschenhagen hatte oft genug solche Ansichten ausgesprochen und Willibald war ein viel zu guter Sohn, um das nicht für ein Orakel zu halten; aber er stieß einen tiefen Seufzer aus, als er halblaut sagte:

„O wie schade! Wie jammerichade!“

Ungefähr in der Mitte zwischen Fürstenstein und Rodeck, da wo das Waldgebirge sich zu seiner vollen Höhe erhob, lag der Hochberg, ein beliebter und besuchter Aussichtspunkt, der wegen seiner weiten Mundschau berühmt war. Der uralte steinerne Thurm auf seinem Gipfel, der letzte Ueberrest einer im übrigen längst verschwundenen Burg ruine, war zugänglich gemacht worden, und zu seinen Füßen hatte sich eine kleine Wirtschaft angesiedelt, die während der Sommermonate reichlichen Zuspruch aus der Umgegend fand. Denn Fremde kamen nicht allzuhäufig in diese wenig bekannten Waldberge und Thäler.

Jetzt im Herbst war der Besuch allerdings spärlich, aber der heutige schöne Tag hatte doch noch einige Menschen zu dem Ausfluge verlockt. Vor einer halben Stunde waren zwei Herren in Begleitung eines Dieners zu Pferde angekommen, und soeben fuhr ein Wagen vor dem Wirtschaftshause vor, der neue Gäste brachte.

Auf der Plattform des Thurmes, an der steinernen Brüstung standen die beiden Herren, und der jüngere war eifrig bemüht, seinem Freunde die einzelnen Punkte der Landschaft zu zeigen und zu erklären.

„Ja, unser Hochberg ist berühmt wegen seiner Aussicht,“ sagte er. „Ich mußte ihn Dir doch endlich einmal zeigen, Hartmut. Nicht wahr, der Blick über dies weite grüne Waldmeer ist unvergleichlich?“

Hartmut antwortete nicht, er schien mit dem Fernglafe irgend einen Punkt zu suchen.

„Wo liegt denn Fürstenstein? Ah dort! Es scheint ein mächtiges altes Bauwerk zu sein.“

„Ja, das Schloß ist immerhin sehenswerth,“ meinte Fürst Adelsberg. „Im übrigen aber hattest Du ganz recht, vorgestern zu Hans zu bleiben. Ich habe mich sträflich gelangweilt bei dem Besuche.“

„So? Du schienst doch sehr eingenommen von dem Oberforstmeister.“

„Gewiß, ich plaudere sehr gern mit ihm, aber er war ausgefahren und kam erst kurz vor meinem Ausbruche wieder zurück. Sein Sohn ist jetzt überhaupt nicht in Fürstenstein, er studirt noch auf der Forstakademie, und so hatte ich denn nur dem Fräulein von Schönau aufzuwarten, aber kurzweilig war dies ‚Bergnügen‘ gerade nicht. Alle fünf Minuten ein Wort und zu jedem Wort eine Minute! Sehr viel Wirtschaftlichkeit und Häuslichkeit, und sehr wenig da oben hinter der Stier! Ich hielt im Schweife meines Angesichtes die Unterhaltung im Gange und hatte dann noch die Ehre, den Bräutigam der Baroness kennen zu lernen, einen echten, unverfälschten Landjunker, mit einer sehr energischen Frau Mama, die ihn und die künftige Schwiegertochter gänzlich unter dem Kommando hat. Wir führten unendlich geistreiche Gespräche und kamen schließlich sogar auf die Ribenkultur, über die ich eingehend belehrt wurde. Es wurde erst menschlich, als der Oberforstmeister mit seinem Schwager, dem Baron Wallmoden, zurückkehrte.“

Rojanow hielt das Glas immer noch auf Fürstenstein gerichtet, während er anscheinend gleichgültig zuhörte. Jetzt wiederholte er in fragendem Tone:

„Wallmoden?“

„Der neue preussische Gesandte an unserem Hofe. Eine echte Diplomatenerscheinung, vornehm, kühl, zugeknöpft bis zum Halse, übrigens von sehr angenehmen Formen. Excellenz die Frau Baronin waren nicht sichtbar, was ich mit Fassung ertrug, denn da der Herr Gemahl schon graue Haare hat, so wird sich die Dame wohl auch in dem Alter befinden, dem man nur noch Hochachtung zollt.“

Um Hartmuts Lippen spielte ein eigenthümlich bitterer Ausdruck, als er jetzt das Glas sinken ließ. Er hatte seinem Freunde

das Zusammentreffen mit Frau von Wallmoden verschwiegen. Wozu auch diesen Namen erwähnen? Er wollte so wenig als möglich daran erinnert sein.

„Uebrigens wird es mit unserer romantischen Waldeinsamkeit bald vorbei sein,“ fuhr Egon fort. „Wie ich von dem Oberforstmeister hörte, kommt der Hof diesmal zu den Jagden nach Fürstenstein, und ich kann mich dann auch auf einen Besuch des Herzogs in Rodeck gefaßt machen. Sehr entzückt bin ich darüber nicht, denn mein erlauchter Herr Onkel pflegt mir ebenso oft und ebenso eindringlich Moral zu predigen wie der Stadinger, und da muß ich natürlich stand halten. Aber bei Gelegenheit dieses Besuches werde ich Dich vorstellen, Hartmut, Du bist doch einverstanden?“

„Wenn Du es für nothwendig hältst und die Etikette Eures Hofes es gestattet —“

„Nah, die Etikette wird bei uns nicht so streng gehandhabt, und überdies — die Rojanows gehören doch zu den Bojarenfamilien Deiner Heimath?“

„Gewiß!“

„Nun, dann bist Du ohne weiteres zu der Vorstellung berechtigt. Ich halte sie allerdings für wünschenswerth, denn ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, Deine ‚Arivana‘ auf unserer Hofbühne zu sehen, und sobald der Herzog Dich und Dein Werk kennt, steht das gar nicht mehr in Frage.“

Die Worte verrathen die ganze leidenschaftliche Bewunderung, die der junge Fürst für seinen Freund hegte; aber dieser zuckte nur leicht die Achseln.

„Möglich, besonders wenn Du dafür eintrittst, aber ich mag das nicht der Protection verdanken. Ich bin kein Dichter von Beruf, weiß noch nicht einmal, ob ich überhaupt ein Dichter bin, und wenn mein Werk sich nicht selbst den Weg bahnen und erzwingen kann —“

„So wärit Du starrsinnig genug, es der Oeffentlichkeit zu entziehen — das sieht Dir ähnlich! Hast Du denn gar keinen Ehrgeiz?“

„Vielleicht nur zu viel, und daher stammt das, was Du meinen Starrsinn nennst. Ich habe mich nie fügen und unterordnen können im Leben, ich konnte nicht, meine ganze Natur bäumte sich auf dagegen, und für die Verhältnisse an Euren deutschen Höfen bin ich nun vollends nicht geschaffen.“

„Wer sagt Dir denn das?“ fragte Egon lachend. „Man wird Dich dort wie überall verwöhnen und umschmeicheln. Es ist nun einmal Deine Art, wie ein Meteor aufzusteigen, und von solchen Sternen verlangt man es gar nicht, daß sie die gewöhnlichen Bahnen ziehen. Ueberdies hast Du als Gast und Ausländer von vornherein eine Ausnahmestellung, und wenn Dich erst noch der Nimbus des Dichters umgiebt, dann —“

„Denkst Du mich damit in Deiner Heimath festzuhalten!“ ergänzte Hartmut.

„Nun ja denn! Ich allein traue mir nicht die Macht zu, Dich dauernd zu fesseln, Du wilder, ruheloser Gast, aber ein aufsteigender Dichterruhm ist eine Fessel, die man nicht so leicht abstreift, und seit heute morgen habe ich mir geschworen, Dich um keinen Preis wieder fortzulassen.“

Rojanow stupte und sah ihn forschend an.

„Warum gerade seit heut morgen?“

„Das ist vorläufig mein Geheimniß,“ sagte Egon neckend.

„Ah, da kommen noch mehr Gäste, wie es scheint!“

Man hörte in der That Schritte auf der schmalen steinernen Wendeltreppe, und in der Oeffnung, welche auf die Plattform führte, erschien das bärtige Gesicht des alten Thurmwächters.

„Bitte, nehmen Sie sich in acht, Gnädigste,“ ermahnte er, sich besorgt umschauend. „Die letzten Stufen sind sehr steil und ganz ausgetreten — so, da wären wir oben!“

Er wollte der nachfolgenden Dame die Hand reichen, aber sie bedurfte seiner Hilfe nicht, sondern stieg leicht und mühelos vollends empor.

„Welch ein schönes Mädchen!“ flüsterte Fürst Adelsberg seinem Freunde zu; aber dieser machte statt aller Antwort eine tiefe und sehr förmliche Verbeugung vor der Dame, die bei seinem Anblick eine gewisse Ueberraschung nicht verbergen konnte.

„Ah, Herr Rojanow, Sie hier?“

„Ich bewundere die Aussicht des Hochberges, die man wohl auch Ihnen gerühmt hat, Excellenz!“

Das Gesicht des jungen Fürsten verrieth ein grenzenloses Erstaunen, als das „schöne Mädchen“ Excellenz titulirt wurde und er aus der Anekdote erjah, daß sie seinem Freunde nicht fremd sei. Er kam schleunigst herbei, um gleichfalls dieser Befehlschaft theilhaftig zu werden, und Hartmut konnte nicht umhin, den Fürsten Adelsberg der Baronin Wallmoden vorzustellen; aber er verührte nur sehr flüchtig die Begegnung im Walde, denn die junge Frau fand es auch heute für gut, sich in ihre stolze Unnahbarkeit zu hüllen. Es wäre kaum nöthig gewesen, denn Rojanow beobachtete die äußerste Zurückhaltung, sie schienen beiderseits entschlossen, die Bekanntschaft als eine durchaus flüchtige und oberflächliche zu behandeln.

Egon hatte mit einem vorwurfsvollen Blicke seinen Freund gestreift, er begriff nicht, wie man eine solche Begegnung verschweigen konnte, dann aber stürzte er sich mit vollster Lebhaftigkeit in die Unterhaltung. Er stellte sich als Nachbar vor, erwähnte seines vorgestiegenen Besuches in Fürstenstein und sprach sein Bedauern aus, Frau von Wallmoden damals verfehlt zu haben. Damit war ein Gespräch eingeleitet, bei dem der junge Fürst seine volle Liebeshwürdigkeit entfaltete, während er zugleich in den Schranken gemessenster Artigkeit blieb. Er wußte freilich von Anfang an, daß er der Gemahlin des Gesandten gegenüberstand, der man nicht mit einem fecken Komplimente nahen durfte, wie Hartmut es gegen die Unbekannte gewagt hatte, und dieser heiteren, unbefangenen Liebeshwürdigkeit gelang es sogar, den eifrigen Hauch zu mildern, der die schöne Frau umgab. Egon hatte schließlich den Vorzug, ihr die Landschaft zeigen und erklären zu dürfen.

Hartmut betheiligte sich nicht so lebhaft an der Unterhaltung, wie es sonst seine Art war, und als er das Fernglas, um das ihn der Fürst gebeten hatte, wieder hervorzog, vermischte er auf einmal seine Brieftasche. Der Thurmwächter erbot sich sofort, sie zu suchen, aber Rojanow erklärte, er werde das selbst thun. Er erinnerte sich noch genau der Stelle, wo beim Heraufsteigen irgend etwas zu Boden geglitten war, das er nicht weiter beachtet hatte. Es war jedenfalls die Brieftasche gewesen, er würde sie mit leichter Mühe finden und dann die Herrschaften wieder aufsuchen. Damit grüßte er und verließ die Plattform.

Egon hätte es unter anderen Umständen vielleicht sonderbar gefunden, daß sein Freund so entschieden das Anerbieten des alten Mannes ablehnte und sich selbst der Mühe des Suchens auf der dunklen Wendeltreppe unterzog, jetzt aber war er gänzlich von seinem Erklärerante in Anspruch genommen und schien es nicht gerade ungeru zu sehen, daß man ihm das Feld allein überließ. Frau von Wallmoden hatte das Fernglas angenommen, das er ihr bot, und folgte mit offener Aufmerksamkeit seinen Erläuterungen, während er ihr die einzelnen Höhen und Ortschaften nannte.

„Und dort drüben, hinter jenen Waldbergen, liegt Kobek,“ schloß er endlich, „das kleine Jagdschloß, wo wir wie zwei menschenfeindliche Einsiedler haufen, abgeschnitten von aller Welt, nur in Gesellschaft einiger Affen und Papageien, die wir aus dem Orient mitgebracht haben und die auch schon ganz melancholisch geworden sind.“

„Sie sehen aber gar nicht aus wie ein Menschenfeind, Durchlaucht,“ sagte die junge Frau mit einem flüchtigen Lächeln.

„Ich habe allerdings nicht viel Anlage dazu, aber Hartmut hat bisweilen förmliche Anfälle von dieser Krankheit, und ihm zu

Gefallen vergrabe ich mich dann auch wochenlang mit in die Einsamkeit.“

„Hartmut? Das ist ja ein urgermanischer Name, und es ist auch überraschend, daß Herr Rojanow das Deutsche mit so vollkommener Reinheit, ohne jede fremdartige Beimischung spricht. Er stellte sich mir doch als Ausländer vor.“

„Gewiß, er stammt aus Rumänien, ist aber in Deutschland bei Verwandten erzogen, von denen er wohl auch den deutschen Vornamen geerbt hat,“ sagte der junge Fürst so unbefangen, daß man sah, er wußte selbst nichts anderes über die Herkunft seines Freundes. „Ich lernte ihn in Paris kennen, als ich gerade im Begriff stand, meine Orientreise anzutreten, und er entschloß sich, mich zu begleiten. Es war mein Glückstern, der ihn mir zuführte!“

„Sie scheinen sehr eingenommen von Ihrem Freunde zu sein.“ Es lag etwas wie leise Mißbilligung in dem Tone.

„Ja, Excellenz, das bin ich auch,“ fiel Egon aufflammend ein, „und nicht ich allein! Hartmut ist eine von jenen genialen Naturen, die überall, wo sie nur erscheinen, die Menschen im Sturme erobern und gewinnen. Man muß ihn sehen und hören, wenn er sich ganz und voll giebt, ohne jeden Rückhalt, dann flammt es wie Feuer aus seiner Seele in die der anderen, dann taucht er alles um sich in Gluth und Begeisterung, reißt alles mit sich fort, und man muß ihm folgen, gleichviel wohin der Flug trägt.“

Die begeisterte Schilderung fand eine sehr kühle Zuhörerin, die junge Frau schien ihre Sinne ganz der Landschaft zuzuwenden, während sie erwiderte:

„Sie mögen recht haben, Herrn Rojanows Augen verrathen etwas davon, aber auf mich machen solche Feuerseelen einen mehr unheimlichen als sympathischen Eindruck.“

„Vielleicht weil sie den dämonischen Zug tragen, der fast immer dem Genie eigen ist. Auch Hartmut hat ihn, er erschreckt mich bisweilen damit, und doch ziehen mich gerade diese dunklen Tiefen seines Wesens unwiderstehlich an. Ich habe es wirklich verlernt, ohne ihn zu leben, und werde alles dran setzen, ihn hier in meiner Heimath zu fesseln.“

„In Deutschland? Das wird Ihnen schwerlich gelingen, Durchlaucht. Herr Rojanow hegt eine sehr geringe Meinung von unserem Vaterlande, er verrieth das vorgestern bei unserer Begegnung in ziemlich verletzender Weise.“

Der junge Fürst wurde aufmerksam. Die Worte erklärten ihm auf einmal jene kalte Zurückhaltung, deren sich Hartmut einer schönen Frau gegenüber sonst nie schuldig machte und die ihn gleich im ersten Augenblick befremdet hatte. Aber er lächelte.

„Ah, deshalb also schwieg er über das Zusammentreffen! Excellenz haben ihm vermutlich Ihren Unwillen gezeigt; es geschieht ihm ganz recht, warum liegt er mit einer solchen Beharrlichkeit! Auch mich hat er oft genug gereizt mit dieser angeblichen Geringschätzung, die ich auf Treu und Glauben hinnahm; jetzt freilich weiß ich besser Bescheid.“

„Sie glauben nicht daran?“ Adelheid wandte sich plötzlich von der Aussicht ab und dem Sprechenden zu.

„Nein, und ich habe den Beweis dafür in Händen. Er schwärmt für unsere deutschen Landschaften! Sie sehen mich ungläubig an, Excellenz; darf ich Ihnen ein Geheimniß mittheilen?“

„Nun?“

(Fortsetzung folgt.)

Ungedruckte Briefe Friß Reuters.

III.

Welchen lebendigen Reiz zu humorvoller Betrachtung die Wasserkur auf Reuter ausübte, das ersehen wir aus seinen Schilderungen der „Waterkunst“ in der „Stromtid“ und aus den bisher abgedruckten Briefen. Nehulichen Tons muß auch das nicht mehr vorliegende Schreiben gewesen sein, das er zwischen dem 19. November und dem 7. Dezember an Friß Peters richtete. Auf dieses nimmt der nachstehende Brief an Frau Peters Bezug.

„Stuer, den 7. Dezember 1847.“

Meine vortrefflichste Freundin!

Habe ich an Friß nichts als dummes Zeug geschrieben, so bitte ich, mir dies von Ihrer Seite zu verzeihen; eine Entschuldigung will ich nicht wagen, da ich weiß, wie hartnäckig Sie auf

seiner Seite stehen und wie vergeblich es sein würde, Ihnen begreiflich zu machen, daß er diese Strafe für sein Schweigen verdiene. Sie werden aus solchen Tollheiten den Schluß auf mein Wohlbefinden machen können, das sich zuweilen fast zu wahrem Uebermuth steigert und mich manchen Kummer und Sorge ver-gessen läßt, der billig von mir nicht leicht genommen werden sollte. Ich bin überhaupt in einer sonderbaren Lage, heiter durch Gesundheit, keck durch Sorglosigkeit, frei von allen Schranken, könnte ich augenblicklich der glücklichste Mensch sein, wenn nicht die Briefe aus Ludwigslust¹ mir alles dies raubten und mich mit Selbst-

¹ Dort hielt seine Braut sich auf.



Ein hungriger Gast.
Nach einem Gemälde von H. Kaulbach.

vorwürfen über meine Lustigkeit erfüllten, wenn ich bedente, daß, während ich in lustiger Stimmung schwelge, dort die arme Luise mit überhandnehmender Kränklichkeit und erbärmlicher Engherzigkeit zu kämpfen hat. Die Klagen über ihr Unwohlsein haben zugenommen, und wenn sie auch mir es bis dahin verschwiegen hat, so hat sie meinem Drängen doch nachgeben müssen und mir die Wahrheit sagen, die für mich so peinlich und schmerzlich gewesen ist, daß ich mich genöthigt gesehen habe, an ihren Arzt, den Medicinalrath B. zu schreiben, um durch diesen ihren jedenfalligen Abgang zu Weihnacht d. J. zu bewirken. Ob sie mir folgen wird, weiß ich nicht, so viel aber weiß ich, daß ich in der höchsten Angst bin, eben weil es die höchste Zeit zu sein scheint. Ihre Briefe sind im übrigen herzlich und freundlich, sowie ich es nur hoffen kann. Ich würde Sie nicht mit solchen Nachrichten beschweren, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mir zu gut sind, um nicht theilnehmend zu sein, und zu theilnehmend, um nicht wirklich zu wünschen, helfen zu können. — — — Spornen Sie gefälligst die Trägheit Ihres verehrten Gemahls zu irgend einer Antwort und bedecken Sie meine Unbescheidenheit mit dem Schleier Ihrer Nachsicht. Ich denke viel an Thalberg und an das schöne Weihnachtsfest, wolle Gott, ich könnte dort sein und mich an den Kindern, an P.s großen Augen ergötzen, denn die wird der Junge bei den vielen Lichtern machen. — — — Grüßen Sie Ihr kleines Gewürm von Onkel Gute. — — — Leben Sie wohl, meine liebe Madame — — — denken Sie an mich fortwährend, als an

Ihren
dankbarsten F. Reuter."

Der folgende Brief entstammt der Zeit des Uebergangs von der landwirtschaftlichen Thätigkeit zum dichterischen Schaffen. Reuter hat seine Luise heimgeführt und ist nach Treptow, ganz nahe bei Thalberg, gezogen, um sich dort — zunächst recht kümmerlich — durch Ertheilen von Privatunterricht zu ernähren.

„Treptow, den 30. Juni 1851.

Meine liebe, gute Madame Peters!

Jetzt erst ernstlich. — Viele tausend Grüße von meiner Luise, einen herzlichen Gruß von meiner Schwiegermutter¹ und einen Kuß auf Ihre Hand von mir. — Heute ist es mir unmöglich, zu Ihnen zu kommen und persönlich dies alles auszurichten an Sie und Ihren alten Fritz und vor allem an Großmama; aber morgen bin ich bei Ihnen, morgen hoffentlich zu Mittag, heute habe ich noch Bestellungen, Besorgungen zc. zu machen, daß ich an nichts weiteres denken kann. — Nun scherzando: Endlich ist jenes Zimmer, welches ich zu einer Speisekammer erhob, weil ich darin späterhin Speisen aufbewahren wollte, wirklich zu einer Speisekammer geworden. Mein natürlicher Instinkt trieb mich heute nach meiner Ankunft in dies räthselhafte Gemach und ich gewahrte dort einen gewissen, geheimnißvoll verschleierten Korb.² Dreistigkeit ist meine Sache, und mit Gagerens Kühnem Griffte fuhr ich hinein. Mein Glück war größer! Er griff einen Reichsverweser, ich eine Widelwurst. — Eine Widelwurst ist eine schöne Idee; aber jedenfalls eine unreife, wenn sie nicht gar ist; ich griff weiter! — Eine Partie schöner Lichter! Das ist 'ne gute Sache, aber nicht für'n hungrigen Magen. Wie ich nun diese Griffte riskirt hatte, schlug mir mein Gewissen und schamröthlich zog ich mich zurück von dem Inhalt des geheimnißvollen Korbes; aber auch hungrig! Die Untersuchung bleibe Luise; ich will keine vorwichtigen Enthüllungen machen, nur sehr ernstlich will ich danken für Ihre Güte, für Ihre liebevolle Vorzorge und Ihren Besuch in meiner kleinen Klausel. Möge Gott Ihnen diese Freundschaft, die Sie mir und meinem lieben Weibe erweisen, dort wiedervergelten, wo Ihr Herz mit tausend Banden gefesselt ist, an dem Glücke Ihres alten Fritz und Ihrer Kinder; möge er mir es gestatten, noch lange in Gemeinschaft mit Luise Zeuge Ihres Glückes zu sein und möge nie ein Schatten zwischen uns sein.

¹ Reuter ist mit seiner Frau verreist gewesen und ist zunächst allein zurückgekehrt. ² Es war in der That ein Korb mit Schwären und anderen Dingen von Thalberg für die Wirtschaft angekommen.

Morgen bin ich bei Ihnen! Fritz verreist vielleicht; geben Sie ihm zu den gewöhnlichen 26 bis 27 Küßen, die er des Abends als Deputat empfängt, noch einen 28. in meinem Namen; aber so einen, daß er es merkt, daß er von mir kommt, so halb zwischen Küßen und Beißen.

Grüßen Sie Mutter, und Gott erhalte Sie; also morgen! Mit der aufrichtigsten Liebe

Ihr

F. Reuter."

2. Aus guten Tagen.

Hatte Reuter in den Jahren der Dürftigkeit gern und leichten Sinnes entbehrt, so genoß er in der späteren besseren Zeit „froh, was ihm beschieden“. Es ist daher nicht zum Verwundern, daß die materielle Seite seiner Erfolge ihn nicht am wenigsten erfreute, und er spricht sich darüber sehr offen und munter seinem Freunde gegenüber aus. In eine besonders freundliche Stimmung versetzt ihn die Schaffung eines eigenen Heims, und wenn auch diese Stimmung zuweilen getrübt wird durch die unerwartet hohen Kosten, so wird Reuter doch nicht müde, dem Freunde bis ins kleinste auszumalen, wie alles werden soll. Getreulich berichtet er auch über die vielfachen Zeichen der Zustimmung, welcher seine Werke in nah und fern begegnen und der in der mannigfaltigsten Weise Ausdruck gegeben wird.

„Neubrandenburg, den 24. Juli 1858.

„Lieber Fritz!

Wie in aller Welt, mein theurer Junge, kannst Du und Deine gute Frau Euch von uns vergessen glauben; diese Umstände treten bei uns nicht ein, aber andere Umstände, Verhältnisse und Rücksichten (köstliche Wörter, wenn man eine Entschuldigung zu schreiben hat) haben uns verhindert, Euch so recht mit Lust und Liebe unter die Augen zu treten. — — — In den letzten acht Tagen war meine Schwägerin E. hier, die gestern kurz nach Ankunft Deines Schreibens mir meine Frau entführt hat, wohin? das weiß der liebe Gott; ich bin nicht klug daraus geworden und soll ich erst von Bismar aus das endliche Schicksal dieser Weiberpläne erfahren. Soviel kann ich Dir verrathen, daß Schwaan und Rostock und Bismar und Roggensdorf und Voltenhagen und Warnemünde sehr viel durchgearbeitet worden sind und daß Dein Schreiben den Namen Thalberg auf eine höchst reuevolle, bedauernde Weise dahinein verweben ließ. Dies alles würde nun für mich keine Entschuldigung abgeben, — — — wenn ich nicht wirklich ein erbärmlich geplagtes Thier wäre. Ich hatte mir vorgenommen, „Läuschen un Niemels“ diesen Sommer zu schreiben, und das wäre auch gut gewesen und gut gegangen, da figelt mich die Lust und ich schreibe eine Posse nebenbei; das wäre auch noch gegangen; aber dazu sollen nun noch Couplets gemacht werden; die Musik will nicht dazu passen; also müssen diese abgeändert werden zc. Du siehst, soviel habe ich noch nicht geschmiert wie jetzt. Ich bleibe nun wohl noch 8 Tage hier in den Sielen¹; dann wird die Posse in Rostock aufgeführt, also dann dorthin, dann zu Lisette nach Schwaan, dann über Schwerin nach Berlin, nach Leipzig, nach Jena, wenn Gott mir Gesundheit und Geld dazu sendet, und dann nach Roggensdorf, und dann nach Thalberg, um Euch viel zu erzählen.

— — — Nun lebe wohl, lieber Bruder, — und denke fern an Deinen

aufrichtigen Freund
Fritz Reuter.

Meiner theuren Freundin Marie² meinen respektvollsten Gruß, desgleichen an Großmama und für die lieben Jungen auch einen, aber ohne Respekt."

„Neubrandenburg, den 21. Nov. 1860.

Lieber Fritz!

Längst schon wäre es meine Schuldigkeit gewesen, Dir für Dein Buch³ meinen herzlichsten Dank zu sagen; aber die Aussicht, Euch vielleicht hier zu sehen, und der Wunsch, gleiches mit gleichem zu erwidern, ließ mich noch immer warten — bis denn

¹ Geschirr, das den Pferden zum Ziehen aufgelegt wird; „in den Sielen“ bildlich für „in Arbeit“. ² Bornname von Frau Peters. ³ Peters hatte ein Buch über landwirtschaftlichen Betrieb herausgegeben, das sehr starken Absatz fand.

nun endlich mein Hanne Räte muthig Deinen ökonomischen Lehren in diese böse Welt gefolgt ist. Ich sollte eigentlich nicht „muthig“, sondern „zaghaft“ sagen, denn Dein Buch hat einen Erfolg, der noch gar nicht dagewesen ist. — — —

Also Glück auf! mein alter Doppellohne als Dekonomiker und als Schriftsteller. Wer hätte uns wohl vor 15 Jahren angesehen, als wir Boston spielten und Preßkopf aßen, daß Thalberger Speiß und Trank sich dermaleinst in uns zu einer geistigen Thätigkeit entpuppen würde, die in Mecklenburg und Pommern den Leuten ein Licht aufsteckt! Aber nun paß auf! Du wirst dem Fluche der Schriftstellerei nicht entgehen: erstens wirst Du verdammt werden, weiter zu schreiben, und zweitens wird sich der Reid an Deine Sohlen heften. Habe ich meinen G.¹ gefunden, wirst Du Deinen H.² finden; oder hast Du ihn schon? — Ich möchte den alten galligen Spitzhuhn wohl mal photographiren lassen, wenn er in Deinem Bude lieft. — — —

Dein

Fritz Reuter.“

„Eisenach, den 21. Sept. 1863.

— — Mein alter, lieber Junge, wenn wir ehelich sein wollen, so haben wir uns beide nicht über die Ungerechtigkeit des Schicksals zu beklagen und können dem Leiter aller menschlichen Dinge ein dankbares Loblied anstimmen. — Nun, es sind wohl ab und an ein paar Spähne in unsere Suppe hineingefallen; aber sie ist doch noch so geblieben, daß wir sie in alten Tagen mit Behaglichkeit anessen können. — Ich habe es schon oft gesagt und sage es immer wieder: die sauren, gepfefferten Preßköpfe, die wir im Anfange der 40er Jahre in Thalberg verzehrten, haben unsern eigenen Köpfen Vortheil geleistet und sind in unserm Organismus zu Gehirn und Gripps³ geworden. — Gott segne diese Preßköpfe und ihr seliges Angehen! — Dir und den Deinen wie der ganzen Art Deines Hauses habe ich zum Schlusse in meinem 2. Theile „Ut de Stromtid“, die jetzt halb gedruckt ist, noch ein freundliches Andenken gestiftet, indem ich den 2. Weihnachtstag in Deinem gastfreien Hause⁴ geschildert habe, natürlich mit dem Justizrath.

Wir leben hier in dolci júbilo fort und die Besuche sind noch immer in vollem Gange; die letzte Zeit hat uns neben manchem gleichgültigen auch deren höchst interessante gebracht, und um Euch au fait zu halten, füge ich die Fremdenliste meiner Frau im Auszuge hier bei.⁵

— — Aus dem Arbeiten wird unter solchen Umständen nicht viel, indessen wird es für den Winter anders werden; wenn meine Korrespondenz nur nicht so riesig überhand nehmen wollte. Vor einigen Tagen habe ich eine große Ueberraschung gehabt: Oberappellationsrath Buchta sandte mir zum Dank für das Porträt seines Vaters⁶ einen wirklich reizenden Teppich, den seine Mutter, Frau und Schwester für mich gearbeitet haben; natürlich nahm „ie“ ihn mir gleich weg, weil er für mich zu schön sei, und wenn ich mich daran erfreuen will, muß ich zu „ihr“ gehen. — F. Reuter.“

Und nun ein Brief, dessen Eingang ein Bild davon giebt, wie der in wenigen Jahren berühmte gewordene Dichter zeitweilig mit Geschenken und Huldigungen überhäuft wurde.

„Eisenach, den 15. Januar 1864.

Lieber Fritz!

Als Eure letzte Sendung bei uns ankam, rief ich aus: „Herr, halt ein mit Deinem Segen!“ und wenn ich mich jetzt bedanken soll, so weiß ich nicht, soll ich bei der Spidgans anfangen und mit der Lungwurst aufhören, oder mit der Lungwurst anfangen und mit der Spidgans aufhören. Bedankt muß nun aber sein, und darum bitte ich Dich, Dir diesen Dank aus dem Vorstehen-

¹ Klaus Groth, der Fritz Reuter belamlich angegriffen hatte. ² H., ein Gutenachbar Peters'. ³ Vurschitser Ausdruck für geistige Fähigkeiten. ⁴ Siedenbollentin — kurz Bollentin genannt — ein Gut bei Treprow, das Peters gekauft hatte und wohin er 1859 von Thalberg übergesiedelt war. ⁵ Folgt eine lange Aufzählung von zum Theil weit bekannten Personen. ⁶ Pater in dem mecklenburgischen Dorfe Schwandeb, nicht weit von Treprow. Es giebt noch eine Anzahl von Reuter ausgeführter Porträts aus den vierziger Jahren. Reuter zeichnete gern und hatte vielleicht Anlage zu einem guten Maler, hat es aber aus Mangel an Schöpfung nicht sehr weit gebracht.

den herauszulesen. Wir sind durch Eure Sendungen und die Rauchfleischgeschenke von H. aus Hamburg — bei dem Du ja gewohnt hast, wie er mir schreibt — durch Gothaer Jungewurst, die W. mitbrachte, durch Leipziger und Lübecker Torten hier in einen Reichthumsglanz versetzt, der den guten Thüringern die Augen verblendet hat. — Na, Gott laß es keinem missen, der das Seine an uns gethan hat, auch dem Bremer nicht, dem braven Unbekannten, der mir 200 Stück Extracigarren schickte, auch dem Zeugschmidt K. nicht, der mir eine Spidgans schickte! Nach Neujahr habe ich noch zweimal eine Freude anderer Art gehabt. Die eine war ein Brief aus Manchester von einem alten Leidensgenossen aus Silberberg¹ mit Namen Wolff, der jetzt dort in guten Umständen lebt; die andere ein dito Brief von einem alten Friedländer Schulkameraden, Ludwig Meyer, aus Warnemünde gebürtig, der mir aus Kanada vom Huronsee her schreibt. Beide sind durch meine Schriften wieder auf mich aufmerksam gemacht worden, und von letzterem erfahre ich beiläufig, daß man meine Festungsgeschichte theilweise in der New-Yorker „Kriminal-Zeitung“ abgedruckt hat. — Viel Glück, lieber Bruder, viel Glück! und Gott erhalte mich dankbar dafür! — Auch das Reelle, der nervus rerum, strömt auf mich ein: meine Aussichten auf Geldeinnahmen für dies Jahr sind brillant. — Alles sehr lieb und gut, wenn nur die Korrespondenz nicht so riesig überhand nähme. Ich bin aber außerdem jetzt sehr fleißig hinter meinem Buch her und denke, schmiedet das Eisen, so lang es noch warm ist,² und das ist nächst der grausamen Kälte — wir haben hier 20° — auf der Wartburg sogar 22° — denn auch der Grund, weshalb aus dem Rendezvous in Berlin nichts werden wird; ich muß nothwendig mit meiner Zeit geizen, um das Buch soviel wie möglich zu Stern fertig zu bringen, und da steckt noch viel Arbeit drin. — Für Deine Anekdoten und Redensarten sage ich Dir ein so mehr meinen Dank, als ich weiß, wie sehr knapp auch Dir die Zeit zugemessen ist.³ — — —

Also H.³ hat so theuer verkauft, das freut mich; aber ich beneide ihn nicht, vor allem, wenn er nach Demmin zieht; nichts ist schrecklicher, als langweiliger Reichthum:

„Etwas hoffen und fürchten und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.“

Wir beide fürchten und hoffen noch, Fritz, Heil uns! — — —
Fritz Reuter.“

„Eisenach, Jakobitag 1864.

Mein lieber Fritz!

Nachgerade wäre es doch wohl Zeit, daß ich an meinen besten Freund ein paar Worte richtete, denn der Schwur, den ich geleistet habe: früher keinen Brief zu beantworten, bevor ich mein Buch⁴ nicht fertig hätte — ist Gottlob! gelöst, mein Buch ist fertig und wird wohl in 2 bis 3 Wochen das Licht der Welt erblicken. Du glaubst nicht, wie ich von allen Seiten Deutschlands darum gequält worden bin, nun sehe ich schon 4 Tage und schreibe Briefe an diese einzelnen Quälgeister, und wenn auch der Haufen der aufgespeicherten Briefe geringer wird, zu Ende bin ich noch lange nicht. — — Wenn Ihr uns im Sommer besucht, so werden wir Euch dafür im Winter abstrafen, denn was meine ist, hat den Einfall: alle Winter reisen wir auf 6 Wochen nach Mecklenburg, da kannst Du dann so viel Plattdeutsch reden als nöthig ist; aber für immer kehren wir nicht wieder zurück, denn die Prügelstrafe kann vielleicht auf Poeten und Litteraten und ihre Frauen ausgedehnt werden und dagegen scheint meine einen natürlichen Widerwillen zu haben. Ach, lieber Fritz, wie muß ein Christ und Mecklenbürger sich freuen⁵, wenn im Auslande von dem lieben Vaterlande die Rede ist. Man glaubt hier alles mögliche Schlechteste von Mecklenburg und seinen Junkern und Pfaffen, und es sollte mir gar nicht schwer werden, hiesiger Bevölkerung einzureden, daß sich die Rittergutsbesitzer alle Morgen ein kleines unschuldiges Tagelöhnerkind zum Frühstück braten lassen.

¹ Wo Reuter den ersten Theil seiner Festungsbast verbrühte. ² Reuter wünschte solche Mittheilungen. Er empfand es, seit er nicht mehr im Gebiet der plattdeutschen Sprache lebte, als einen Uebelstand, daß ihm so manche kleine drollige Schnurren und Redensarten entgingen, die er in seiner „Stromtid“ hätte verwenden können. ³ Der idiom mehrfach erwähnte Gutenachbar von Peters. ⁴ Die „Stromtid“. ⁵ Kränken.

In der letzten Zeit ist Julian Schmidt mit Frau und Maler Pictsch mit Frau bei uns gewesen; der letztere hat sich mit Hinstorff in Verbindung gesetzt und wird die Stromtid mit Bildern versehen. Prachtvolle Bilder! wunderschöne Figuren! — Von Otto Speckter (Maler in Hamburg) ist der Hanne Räte illustriert; schon alles zum Holzschneider geschickt. — Zu dem Porträt von meinem Rading¹ habe ich mich sehr gefreut, obgleich er darsteht wie ein armer Sünder, der erschossen werden soll und alle Augenblicke die Kugel erwartet. —

Daß Du einen Bullen 'Bräsig' und ein Schwein 'Pomuchelskopp' gekauft hast, hat mir viel Vergnügen gemacht, denn es zeigt mir, daß Du ein richtiges Verständniß dieser beiden Personen hast; aber mit der Taufe Deines neukreierten Gutes bitte ich so lange zu warten, bis Du den Schluß der Geschichte gelesen hast; ich glaube, Du wirst das Ding am Ende Resow nennen müssen, denn mein Rudolph² in der vollständigen Entwicklung seines Wesens bist Du, mein alter Fritz. —

So wie mein Buch herauskommt, schicke ich es Euch, Du wirst auch Deine 'Inflorencia'³ darin finden.

Mit altem treuen Gruß

Dein

Fritz Reuter."

„Laubach,⁴ den 16. Nov. 65.

Mein lieber Fritz!

Heute ist großer Freitag bei mir; Du bist der siebente, letzte, aber auch liebste, der an die Reihe kommt, um Dir meinen Dank für Deine freundliche Geburtstags-Gratulation⁵ zu sagen, obgleich man eigentlich zu 55 Jahren nicht viel gratuliren sollte. — Recht erfreut bin ich, daß Du nicht über Futtermangel klagst; die mecklenburgischen Zeitungen sind ja ebenso voll davon, wie unsere Landleute hier. — Wir leben hier in alter Weise und werden wohl noch bis Anfang März hier bleiben, da mir die

Kur im Ganzen gut bekommt, nur daß sich ab und an die Kreuzschmerzen wieder melden; es ist die Sache weiter nicht gefährlich, aber wenn man Geld und Zeit daran setzt, will man die Geschichten doch los werden. Mit meinem Dörchleuchten geht es auch so ziemlich vorwärts und hoffe ich, denselben bis Weihnachten druckreif zu schaffen. —

Vor einiger Zeit war Richard Schröder¹ mit Professor Simrock und Tochter aus Bonn hier bei uns, und in den nächsten Tagen werden wir den Gegenbesuch in Bonn machen. Ueberhaupt leiden wir nicht an Langeweile, gestern war der Freiherr Gisbert Vincke, der Bruder von dem Kammer-Vincke, hier bei uns und blieb die Nacht hier, und zugleich auch der Hauptmann von Köppen, ein Dichter, der schleswig-holsteinische Kriegslieder verfaßt hat, und der Regierungsrath von Fortner. Auch der erste Kommandant von Koblenz und Ehrenbreitenstein, General von Hartmann, und der Kabinettssekretär der Königin, Dr. Brandis, sind hier bei uns gewesen und ich bei ihnen. — Es ist mir höchst komisch vorgekommen, lieber Fritz, wie sich die Zeiten geändert haben: in früherer Zeit empfingen mich die preussischen Festungskommandanten im Vorzimmer oder auch gar nicht, jetzt suchen sie mich auf. Dieser war jedoch ein überaus freundlicher Mann und hat mir mitgetheilt, daß unsere preussische Kronprinzessin sich lebhaft für meine Sachen interessiert.

Meine Geldangelegenheiten stehen imgleichen so trefflich, wie ich nie im Traume geahnt habe. — Deine Marie wird sich freuen zu vernehmen, daß der erste Band der illustrierten Stromtid in sehr hübscher Ausstattung mit den Bildern von Pictsch mir vorliegt, die andern beiden werden im Laufe dieses Monats fertig und werdet Ihr dieselben zu seiner Zeit ansehen können. —

Zu Weihnachten wird's nun wohl nichts mit dem Wiedersehen werden; vielleicht aber später. — Viele Grüße an alle von

Deinem

Fritz Reuter."

Stanley vor zwanzig Jahren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Fern im Süd, im schönen Spanien, trafen wir uns das erste Mal. Die Kunde von der Septemberrevolution, von der die Spanier allzukühn eine Wiedergeburt ihres Vaterlandes erhofften, hatte aus allen vier Weltgegenden Männer der Presse nach Madrid gezogen, einige von bereits anerkanntem Rufe, andere wieder erst aufsteigende Berühmtheiten, einzelne auch, denen eine nichts weniger als schöne Zukunft bestimmt war. So ziemlich alle aber waren in dem Bewußtsein einig, daß sie in dem schönen Pyrenäenland eine mindestens ebenso wichtige Sendung zu erfüllen hätten als die konstituierenden Cortes, über deren Reden und Thaten sie berichteten. Von den Franzosen thaten einige freiwilligen, andere bezahlten Dienst für den Orleansismus, indem sie sich die Finger für den Herzog von Montpensier wund schrieben, der die Verschwörung gegen seine Schwägerin Isabella angezettelt hatte; die meisten, wie E. Majon vom „Journal des Débats“, G. de Coutouly vom „Temps“, mein alter Stuttgarter Schulkamerad und nunmehr unzerrennlicher Reisegefährte in Spanien, jetzt französischer Gesandter in Bukarest, glaubten, man könne der republikanischen Sache Frankreichs nicht besser dienen, als indem man die Rückkehr der Monarchie in Spanien verhindere; die übrigen schließlich, wie Elie Reclus, später Vorstand der Nationalbibliothek, und sein Gesinnungsgenosse, der alte Garibaldiner Lucien Combar, später Vorstand des Postwesens unter der Pariser Commune, hielten den spanischen Boden für geeignet, Bakunins anarchistische Ideen aufzunehmen. Während etliche holländische und deutsche Schwärmer für die Rückberufung der einst durch die Inquisition vertriebenen Juden wirken zu können vermeinten, arbeitete Chamorovzov vom „Morning Star“, wenn er seinen politischen Wochenbericht fertig hatte, an der Befehrung der Spanier zum Protestantismus, indem er als Bevollmächtigter einer englischen Missionsgesellschaft Traktätchen an alle Firmen schickte, die er in einem dickleibigen spanischen Geschäftskalender fand. Einige Berufsgenossen schrieben und sprachen

theils für, theils gegen die Sklavenbefreiung, ein Nordamerikaner eiferte dafür, Spanien solle, um aller seiner Schwierigkeiten los zu werden, Cuba an die Vereinigten Staaten verkaufen: kurz, es herrschte der denkbar größte Wirrwarr der Meinungen unter dem internationalen Federvolke auf der Zuhörertribüne des Kongresses, daneben aber auch, wie in freundlicher Erinnerung an jene Zeit bestätigt werden darf, ein herzlicher Verkehr der Berufs-genossen unter einander und mit den Mitgliedern der Cortes selbst. Man besuchte in Gesellschaft die herrlichste Gemäldesammlung der Welt im Museo real, die Stiergefechte und Hahnenkämpfe, Volks-sänger und Tänzer, Schauspielhäuser und öffentlichen Bälle und lud sich zu gemeinsamer Tafel ein. Mehr als einmal schickte der Präsident des Hauses, zu dessen Vollmachten auch die Vertheilung von Bonbons unter die Kongressmitglieder gehörte, die süßesten seiner Süßigkeiten, die Mahonesas (Bonbons aus Mahon) zu uns Herren von der Feder herauf. Und mehr als einmal vereinigten sich Abgeordnete, denen wir zu ihren rednerischen Erfolgen Glück gewünscht hatten, mit uns zur Plünderung eines mit Ledereien und Malagasläschen gefüllten Korbes, der den Weg vom Abgeordnetenbuffet zu uns gefunden. Neues Leben brachte noch in unsern Kreis ein Paar selbstamer Käuze, das mit dem Anfang des Juni (1869) aus Paris angerückt kam: der eine, klein und budlig, das blasse, geistvolle, semitische Gesicht von einer undurchdringlichen Mähne schwarzen Haares eingefasst, der andere, eine lange, dürre Hopfenstange, mit mongolischer Gesichtsbildung, die rothblonden Haare kurz geschoren. Jener, Alfred Raquet, damals noch Chemiker seines Zeichens und wüthender Republikaner, später Senator und Urheber des berühmten Ehecheidungsgesetzes in Frankreich und darnach Schleppträger des Generals Boulanger; dieser der fruchtbarste russische Romanbdichter und panslavistische Wähler Boborykin: beide natürlich gleichfalls mit unfehlbaren Allheilmitteln für die Rettung Spaniens versehen. Leider konnten sie dieselben aber nicht öffentlich anpreisen, denn sie litten dermaßen unter der allerdings schon zu Anfang des Sommers sehr starken Hitze, daß sie

¹ Pathentind. Reuter hatte bei Peters' jüngstem Kinde zu Gevatter gestanden. ² Die Romanfigur in der Stromtid. ³ Verdrehung des Wortes „Influenza“. ⁴ Wasserheilanstalt bei Koblenz, in der Reuter sich längere Zeit aufhielt. ⁵ Reuters Geburtstag war am 7. November.

¹ Dozent in Bonn, Sohn von Reuters Freund Justizrath Schröder in Treptow.

vorzogen, ihre Tage in einem dunkel verhängten Zimmer und abwechselnd in einer stets aufs neue mit frischem Wasser gefüllten Badewanne zuzubringen. Ein unergieblicher Anblick, wenn, einem Bäckerschen Meergrise vergleichbar, Naquet in der Wanne kauerte, während sein russischer Freund im Bademantel mit Nischenritten das Zimmer auf- und abwandelte oder der letztere seine dünnen Beine über den Rand der Wanne heraushing und den Strom der südfranzösischen Beredsamkeit seines auf einem Lehnstuhl neben ihm hockenden Freundes über sich ergehen ließ!

In welche Kategorie von Politikern und Menschen gehörte aber der letzte fremde Ankömmling, der mit einem Mal auf unseren Bänken erschien? Es war ein untersehter, breitschulteriger Mann, eher einem kühnen Geschäftsunternehmer als einem Schriftsteller ähnlich, mit blizenden, durchbohrenden Augen unter kraftvoll herausgewölbter Stirne, die Backenknochen stark hervortretend, die Oberlippe mit einem dünnen Bärtchen bedeckt, das Kinn energisch herausgearbeitet, das dicke, dunkle Haupthaar nach rückwärts gestrichen. Schweigen pflegte er einige Tage hindurch in unserer Mitte Platz zu nehmen; die Verhandlungen über die neue



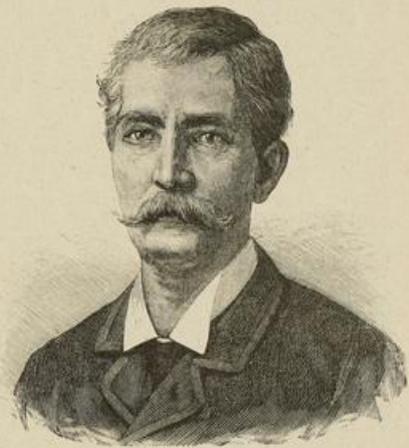
Stanley vor 20 Jahren.

spanische Verfassung schienen ihm nur geringer Aufmerksamkeit würdig; um so eifriger beobachtete er das Gebahren der maßgebenden Persönlichkeiten der Revolution, Prims, Serranos, Topetes u. a. Das Eis brach denn auch, als Prim einmal ein besonders heftiges Donnerwetter gegen die Republikaner losließ; da zupfte er mich am Ärmel und fragte mich: „Prim es muy...“ (Prim ist sehr...), ohne im Spani-

sehen weiter zu können; ich suchte ihm mit dem Französischen auf die Spur zu helfen, aber ohne Erfolg. Er kam erst ins richtige Fahrwasser, als ich ihm mit Englisch aufwartete. Nun wurde er warm und entwickelte mir im Fluge seine Meinung, daß alle die langen Verhandlungen über die beste Regierungsform keinen Deut werth seien und alles vielmehr davon abhängige, welcher der Revolutionsgenerale in der entscheidenden Stunde die größte Entschlossenheit und Macht besäße. Es schien ihn zu freuen, daß ich dieser seiner Ansicht eine gewisse Berechtigung zuerkannte, und er stellte sich nun als Henry Stanley, Berichterstatter des „New-York-Herald“, vor. Im Unterschiede von den anderen fremden Berufsgenossen, die in Gasthöfen oder sogenannten Casas de Huespedes wohnten, hatte sich Stanley gleich nach seiner Ankunft in Madrid häuslich eingerichtet; dies habe er auch in Frankreich, woher er komme, überall so gehalten. Und wie behaglich es sich unter seinem Zelte leben ließ, erfuhren wir alsbald, als wir, Coutouly, Boborjkin, Naquet und ich, seiner Einladung zum Essen folgten. Der amerikanische Kollege erfüllte seine Wirthspflichten aufs gewandteste und liebenswürdigste; Speisen und Getränke ließen nichts zu wünschen übrig; und was uns Stanley vom abessinischen Feldzuge, den er mitgemacht hatte, zu erzählen wußte, war für mich wenigstens ebenso anregend wie Boborjkins und Naquets Scherzchen aus dem Lateiner Viertel zu Paris. Einmal plakten freilich die Geister etwas lebhaft auf einander, als Stanley, dessen stärkste Leidenschaft damals sein Yankeeestolz war, die Verdienste der Nordamerikaner um die Menschheit denjenigen der alten Kulturvölker Europas gleich stellte und sich hierfür im wesentlichen auf die Zahl der in Amerika gedruckten Bibeln und die Leistungen der amerikanischen Wohlthätigkeitsanstalten berief. Wohl mochte Boborjkin beim Nachhineinander bedenklich den Kopf darüber schütteln, wir hatten aber doch schon damals den Eindruck einer ungewöhnlich starken

Persönlichkeit. Und zwei Dinge sind mir von dem jungen Stanley besonders lebhaft in der Erinnerung geblieben, sein Berufseifer und die Liebe zu seiner Mutter und Schwester, von denen er mir oftmals sprach, während er sonst eine geringe Achtung vor dem weiblichen Geschlechte zur Schau trug.

Gegen Mitte des Monats Juni erging von seiten einiger spanischer Freunde an die Vertreter der auswärtigen Presse die Einladung zu einer Fahrt nach dem schönen Andalusien. Auch Stanley schloß sich uns an, und ich weiß, daß manchmal auch ihn, in den afrikanischen Urwäldern und Wüsteneien, die Erinnerung an unsere damaligen phantastischen Erlebnisse erheitert hat. Wer weiß, welcher Begriff von unserer Bedeutung und unserem Einfluß in der Welt den ohnedies leicht erregbaren südspanischen Bevölkerungen beigebracht worden sein mochte: kurz, als wir in der sonst so stillen Stadt Cordoba anlangten, wurden wir durch die Hochrufe von Tausenden, durch Ansprachen des Alcalden und verschiedener Arbeitabgesandtschaften empfangen und in feierlichem Zuge nach der Ponda de Suiza (Schweizer-Hof) geleitet, wo ein Festmahl unser harrte. Auf die Willkommreden der Vertreter der Provinz und des Gemeinderathes von Cordoba hieß es nun, in gleichfalls möglichst begeisterungsvoller Rede zu antworten; die Franzosen entledigten sich zumeist ihrer Aufgabe, indem sie feurige Glückwünsche auf die nahe Verkündigung der spanischen Republik ausbrachten; ich sprach von der stolzen Stellung Spaniens im Schriftthum der Welt; und endlich erhob sich Stanley, wie



Stanley in der Gegenwart.

wenn er sich auf der Plattform eines nordamerikanischen Wahlbezirkes befand, um mit Donnerstimme, und indem er sich häufig mit der Faust auf seine wie ein Haß erdröhnende Brust schlug, in viertelstündiger Rede auszuführen, die Zeit der lateinischen Rasse in der Neuen Welt gehe zu Ende, die Angelsachsen allein seien berufen, das Sternenbanner der Freiheit und Gerechtigkeit von einem Ende Americas bis zum andern zu tragen. Zum Glück sprach er englisch, das die spanischen Zuhörer nicht verstanden; aber es bedurfte immerhin einer sehr diplomatischen Uebersetzungskunst, um einen ungünstigen Eindruck dieser rednerischen Leistung Stanleys abzuwenden. Eine ernstere Verwicklung drohte sich an einen andern Zwischenfall dieses Tages zu knüpfen. Wir hatten, auf die Einladung des Gemeinderathes, vom Balkon des Rathhauses aus einer Volksversammlung angewohnt, in der, wie damals üblich, die ohermuthigsten Beschlüsse zu Gunsten der Republik gefaßt wurden, und wir waren, ohne übrigens die Sache weiter zu beachten, einigermaßen erstaunt, als uns Stanley abends mittheilte, er habe ein Kabeltelegramm von mehreren hundert Worten über die Vorgänge des Tages nach New-York geschickt. Die Frage, was ihm denn so wichtig erschienen sei, ließ er unbeantwortet. Als wir aber von der Rundfahrt durch Sevilla, Cadix und andere andalusische Städte, wo sich die Festlichkeiten von Cordoba wiederholten, nach Madrid zurückgekehrt waren, sahen wir zu unserem allerdings nicht geringen Staunen den langen Drahtbericht im „New-York-Herald“, dem zufolge am Tag unserer Anwesenheit in Cordoba ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Monarchisten und Republikanern ausgebrochen und die letztere Partei Sieger geblieben wäre!

Bei Stanley waren die rauschenden Redensarten der Volksredner auf der Stelle zu blutigen Thatfachen geworden. Aber der Kniffe Boborjkin kam schlecht weg, als er dem Amerikaner Vorstellungen hierüber machen wollte. Stanley gab ihm gar keine

Antwort, sondern eilte zu mir mit dem Aufsuchen, seine Forderung an Boborpin zu überbringen, der außer acht gelassen habe, daß sich ein Gentleman nicht in die Geschäfte eines andern mengen dürfe! Zum Glück gelang es, wieder einen leidlichen Frieden zwischen den beiden Heißspornen herzustellen, und die übrige Zeit, die wir noch zusammen auf spanischem Boden zubringen durften, verlief ohne aufregenden Zwischenfall. Aus jenen spanischen Tagen stammt die mir gewidmete Photographie Stanleys, deren Nachbildung diesem Aufsatze beigegeben ist.

Als wir von einander Abschied nahmen, gaben wir uns Stelldichein in — Afrika. Und ich freute mich nicht wenig darauf, an Stanley, namentlich wegen seiner gerühmten Kenntniß des Arabischen, einen tüchtigen Führer drüben zu finden. Nun wollte es der Zufall, daß ich nach langen Monaten eines Abends auf dem Esbekieh-Platz in Kairo mit ihm zusammentraf und ihm mit meinen paar Brocken Arabisch im Handel mit einem Geltreiber half, mit dem er sich nicht verständigen konnte. Wir machten nun mehrere Ausflüge in die Umgebung der ägyptischen Hauptstadt und schließlich in größerer Gesellschaft die herrliche Fahrt nach den Nisfallen bei Philä. Vor einigen Wochen erst hatte ich Gelegenheit, mit L. Pietich, der sich in unserer Mitte befand, die mancherlei Erlebnisse dieser Mitreise wieder durchzusprechen. Mit Stanley befanden sich auf einem Boote u. a. der berühmte, inzwischen verstorbene Berliner Archäolog Professor Friedrich und die Franzosen Cambon und Elie Reclus. Diese wunderten sich sehr, daß Stanley sich allabendlich unter englische Reisewerke über Ägypten vergab und ohne aufzublicken diese Hefte daraus zusammenschrieb. Auf die Frage, was er da mache, erwiderte Stanley, er schreibe an einem Geschichtswerke über Ägypten; die Frage, ob er denn Altägyptisch verstehe, verneinte er. Als sich darob das Gemüth des deutschen Gelehrten Friedrich entsetzte, sagte Stanley stolz, er habe auch, ohne ein Wort Griechisch zu kennen, eine in Amerika vielgelesene Geschichte Griechenlands verfaßt; dies war mehr, als der deutsche Gelehrte vertragen konnte; es fiel das Wort „Leichtfertigkeit“ von der einen, „Schulbucherei“ von der andern Seite, und ein peinlicher Zusammenstoß war jeden Augenblick zu befürchten. Bei mir beklagte sich Stanley bitter über die alten Köpfe, die aus Mißgunst die aufstrebenden Jungen niederzudrücken suchten. Es stand sich hier auch wirklich die Alte und die Neue Welt in unversöhnbarem Gegensatz gegenüber. Inzwischen ließ sich Stanley doch über die wahren Gemüthungen und Beweggründe des deutschen Gelehrten aufklären und er blieb einige Tage recht nachdenklich, als ihn E. Reclus mit folgenden Worten vor den Scheideweg gestellt hatte: „Wollen Sie durch Ihre Werke einen kleineren Kreis auservählter Geister befriedigen, so müssen Sie allerdings einige Jahre Ihres Lebens opfern, um auf irgend einer Hochschule nachzuholen, was Ihnen an klassischer Bildung fehlt; ist es Ihnen aber bloß darum zu thun, bei den Massen in Ihrem Vaterlande sich einen Namen zu machen und sich hierdurch vielleicht eines Tages den Posten eines Senators zu erobern, so fahren Sie getrost auf dem bereits eingeschlagenen Wege fort.“

Stanley dankte es einem gütigen Gesichte, daß seine ungeschulte, aber auch unbengsame Arbeits- und Thatkraft bald in eine Bahn gelenkt wurde, auf der er mit der Weltberühmtheit zugleich die Anerkennung der ersten Männer der Wissenschaft ernten durfte.

Noch bevor wir uns trennten, hatte Stanley Ursache, seinerseits mir einmal den Kopf tüchtig zu waschen. Wir lagerten nach glücklich vollendeter Bergfahrt bei frohem Mahle unter den Tempelruinen von Philä, als ein Mitglied der Expedition S. Bakers, von der ein Theil noch bei Assuan vor Anker lag, mit dem Antrage bei mir erschien, ich solle mich dem englischen Unternehmen

als Geschichtschreiber desselben anschließen. Das Abenteuer einer mit bis dahin unerhört großartigen Vorbereitungen unternommenen Fahrt nach Innerafrika war für einen jungen, gefunden Mann verlockend genug; auch die äußeren Bedingungen entsprachen so ziemlich; ich hätte rasch nach Kairo zurückfahren, meine Ausrüstung daselbst auf Bakers Kosten bewerkstelligen und dann so schnell als möglich zur Mannschaft desselben stoßen sollen. Stanley war denn auch die ganze Zeit hinter mir her, ich solle mit beiden Händen zugreifen. Es war aber ein Punkt in dem Antrage, der mir nicht zu Sinne wollte; ich hätte mich auf fünf Jahre verpflichten müssen und dieses Zeitopfer schien mir besonders deswegen zu groß, weil ich als Laie in den Naturwissenschaften mir keinerlei dauernden Gewinn fürs Leben von der Theilnahme an dem Unternehmen versprechen konnte. Als ich denn endgültig ablehnte, fand Stanley nicht Worte genug, mich ob einer solchen Unbegreiflichkeit auszuschelten. Er selber hatte freilich auch kaum Lust, statt meiner einzutreten, denn er wollte damals nichts mit Engländern zu thun haben.

Im übrigen hat sich später das Geschick der Expedition Bakers mit dem persönlichen Geschick Stanleys auf eine wunderbare Weise verflochten, von der nicht viele Kenntniß haben dürften. Man kennt die romantische Geschichte, wie der reiche Besizer des „New-York-Herald“ eines Tages seinen Berichterstatter Stanley nach Paris zu sich berief und ihm in einer Unterredung von wenigen Minuten den Auftrag und die Mittel gab, Livingstone zu suchen. Es war aber beim Gelingen der Fahrt zu Livingstone wie beim frühen Mißlingen der Bakerischen Expedition auch der Einfluß des damaligen Aethiopiens Ismail Pascha sehr erfolgreich thätig gewesen. Der Aethiopi, der Baker anfangs in jeder Weise gefördert, ihm ägyptische Soldaten zum Schutze mitgegeben und ihn mit Empfehlungen an die imerafrakanischen Stammeshäuptlinge ausgestattet hatte, wurde bald von Mißtrauen beschlichen, daß die Engländer bei ihrem Vordringen neben den wissenschaftlichen auch für ihn sehr bedeutliche politische Zwecke verfolgten. Seinen Verdacht bestärkten die Briefe Bakers an den Prinzen von Wales, die sein schwermüthiges Cabinet in Kairo erbrach und ihm vorlegte, und die, mit bösen Bemerkungen über des Aethiopiens zweideutige Haltung, insbesondere seine Beziehungen zu den Sklavenhändlern im Innern erfüllt, zu seinem immer größeren Verdruße, regelmäßig nachdem sie der Prinz von Wales gelesen hatte, wortgetreu in den „Times“ abgedruckt wurden. Dafür wußte sich nun der Aethiopi in doppelter Weise zu rächen. Zunächst begegnete der Weitermarsch Bakers, dem zuvor alle Wege geebnet schienen, mit einem Male solchen Schwierigkeiten, daß bald nichts anderes als die Rückkehr der Expedition übrig blieb. Und dann konnte dem englischen Nationalgefühl, das noch nicht so dickhäutig war wie bei der späteren Preisgebung Gordons, der empfindlichste Schlag versetzt werden, wenn es ein Amerikaner mit Erfolg unternahm, Livingstone aufzujuchen, zu dem seiner englischen Landsleute mehr vorzubringen wagte. In Stanley, der sich damals noch längere Zeit in Kairo aufhielt, hatte Ismail Pascha den richtigen Mann zur Ausführung seines Gedankens gefunden; und wir glauben auch in diesem Punkte, daß der Ruhm, den sich Stanley mit der Reise zu Livingstone und mit allen seinen späteren afrikanischen Thaten verdiente, nur noch heller erstrahlen muß, wenn man auf seine kleinen Anfänge vor zwanzig Jahren zurückblickt. Stanley selber bewahrt jenen Zeiten, die doch so weit hinter ihm liegen, eine lebendige, freundliche Erinnerung, und so oft er aus dem Dunkel Afrikas wieder zum Licht emporsteigt, beweist er durch Briefe voll rührender Anhänglichkeit an seine Freunde, daß in seiner von dreifachem Erz umschirmten Brust ein gutes und treues Herz schlägt. W. Lauffer.

Quitt.

Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Das ist nun also Dein Heim, Lehnert, das Dir eine Friedensstätte werden möge!“ sagte Toby. „So soll ich Dir im Auftrage des Vaters sagen. Er hat dies Zimmer für Dich ausgesucht, weil er meint, die Berge drüben würden Dich freuen.“

„Das werden sie; danke Deinem Vater dafür! Und nun sage mir, wie hab' ich mich drüben zu meinem Nachbar zu stellen? Er ist ein Franzose?“

„Ja. Von Geburt. Aber es ist kein nicht geringer Stolz und, wie Du bald erfahren wirst, auch sein Lieblingssthema, die nationalen Vorurtheile hinter sich zu haben. Er war ein Mitglied der Kommune, ja mehr, ein Führer derselben, und hat den Erzbischof von Paris erschießen lassen und sollte dann später selbst erschossen werden. Nur durch ein Wunder kam er mit dem Leben davon. All das sind Dinge, wovon ich Dir, wenn er's nicht

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

selber thut, ein andermal erzählen werde. Heute nur das noch, daß er Deinen Frieden nicht stören wird, höchstens Deine nächtliche Ruhe. Denn er ist ein unruhiger Geist, den mitunter die Lust anwandelt, ein paar Stunden in der Nacht zu plaudern. Vielleicht ist es auch sein Gewissen, was ihn wach hält. Und dann wankt er durch das Haus und weckt jeden und einmal war er selbst bei dem Vater. Und dann spricht er wie irr und deklamiert lange Gedichte vom Menschengesitt, der seine letzten Fesseln abwerfen müsse.“

„So nehmt Ihr ihn also einfach als einen Irren?“

„O nein, durchaus nicht; er ist nicht irr, im Gegentheil, er ist grundgescheit und kann alles und weiß alles. Er ist nur ein Kanakter und thut das Neueste, sonst aber ist er wie ein Kind. Er ist der Friedliebendste von uns allen und er ist rührend, wenn er Muth sieht. Dann verkärt sich sein Gesicht und ich glaube, wenn sie's befähle, so ging er nach Neu-Caledonien und Numea zurück. Von da floh er nämlich und kam bis hierher. Aber was sprich' ich nur von Monsieur L'Hermite! Du wirst ihn kennen lernen, und unter allen Umständen ist er kein Gesprächsstoff für Deinen Eingang an dieser Stelle. Denn es ist Blut an seinen Händen, ungeführtes Blut.“

Lehnert brante der Boden unter den Füßen, als Toby so sprach, und es war ihm, als ob er fliehen müsse. Toby aber, völlig ahnungslos, welche Wirkung seine harmlos hingeprochenen Worte hervorgerufen hatten, trat in diesem Augenblick an ein mit allerhand Matten und Kissen belegtes, zugleich als Sofa dienendes Bambusgestell und sagte, während er auf zwei darüber aufgehängte Bildchen in schwarzem Rahmen hinwies: „Das ist der Kerner in Marienburg. . . . Und das hier ist Kloster Oliva. Kennst Du sie? Sie sind das einzige Preussische, was wir noch von alter Zeit her im Hause haben.“

Es war nicht ohne Verlegenheit, daß Lehnert Namen und Dinge nennen hörte, die jenseit seiner Kenntniß lagen, es blieb ihm aber erspart, diese Nichtkenntniß gestehen zu müssen, denn Toby brach ab, ohne auf Antwort zu warten, und verließ das Zimmer. Als er schon draußen war, wandt' er sich noch einmal zurück und sagte: „Ich hoffe, daß nichts fehlt. Wenn aber etwas fehlen sollte, hier ist der Knopf, auf den Du drücken mußt; es ist eine Drahtleitung, die wir Monsieur L'Hermite verdanken. Monsieur L'Hermite ist nämlich ein Erfindergenie; nun, Du wirst ihn ja kennen lernen. Und nun Gott befohlen!“

Jetzt war Lehnert allein, ein Augenblick, nach dem er sich geseht hatte. Benommen von der Fülle von Eindrücken, die diese wenigen Stunden ihm gebracht hatten, ging er auf das mit Matten und Kissen überdeckte Lager zu, streckte sich nieder und schloß die Augen. Er wollte nicht sehen, um die Bilder seiner Seele desto deutlicher vor Augen zu haben. Da war der Alte, lächelnd, vornehm überlegen. Dann trat Monsieur L'Hermite vor ihn hin, das Käppi zurückgeschoben und das Gesicht über den Schraubstock gebeugt. Und dann wieder sah er Kuths halb noch kindliche Gestalt und ein Gefühl unendlicher Sehnsucht ergriff ihn. Wonach? Nach einer ihm verloren gegangenen Welt?

Er stand auf und hielt in dem Zimmer Umschau. Schlicht und sauber war alles. Alle Stühle von Bambus, sogar der Schaukelstuhl am Fenster, und am Pfeiler daneben zwei Stiche: Washington und General Grant. Sonst nur noch ein Bett und ein Tisch und eine Bibel darauf. Und er nahm die Bibel, und der Gedanke kam ihm, er wollte sein Schicksal darin lesen und ob er den Frieden finden würde. Und nun schlug er auf: es war ein Psalm, und er las: „Zähle meine Flucht, fasse meine Thränen, ohne Zweifel, Du zählst sie. Was können mir die Menschen thun? Ich hoffe auf Dich, Du hast meine Seele vom Tode errettet.“ Er war tief ergriffen und Thränen entstürzten seinem Auge. Dann schritt er auf das Fenster zu, öffnete beide Flügel und sah hinaus. Greifbar nah, so wenigstens erschien es ihm, zog sich das bis auf den Kamm hinauf mit Farnen und allen Arten von Nadelholz bestandene Gebirge, dazwischen aber schlängelte sich ein Weg hinunter und wo der Weg ins Thal mündete, stand ein weißes Haus, zerfallen und ohne Dach, vordem ein Fort, das Fort O'Brien. Darüber lag der blaue Himmel und ein heller Wolkenstreifen zog den Kamm entlang, den an dieser Stelle nur ein einziges mächtiges Felsenstück überragte.

„Das ist der Mittagsstein.“

Und dann sah er wieder hinaus und suchte hinauf, ob er nicht noch andere Punkte zur Vergleichung und Erinnerung fände.

Zuletzt aber ruhte sein Blick immer wieder bei dem weißen Haus unten am Abhang aus und eine Stimme rief ihm zu, daß sich seine Geschichte dort erfüllen würde.

Aber die Stimme sagte nicht, ob zu Glück oder Unglück.

18.

Anderthalb Wochen waren um und Lehnert hatte sich eingelebt. Er sah kein Regieren und einfach ein Geist der Ordnung und Liebe sorgte dafür, daß alles nach Art eines Uhrwerks ging. Der Tag begann mit einer Andacht, die der Alte klug genug war, wenigstens als Regel knapp und kurz einzurichten, weil er sich sagte, daß Ermüdung der Tod aller Erbauung sei. Gewöhnlich las er einen Psalm oder etwas aus der Patriarchengeschichte, wenn er nicht vorzog, an mehr oder weniger wichtige Tagesereignisse mit Spruch und Betrachtung anzuknüpfen. War dann unmittelbar nach der Andacht das Frühstück eingenommen, so gab er persönlich die Weisungen für den Tag, was er, gestützt auf eine genaue Kenntniß seines Grund und Bodens und andererseits auch mit Hilfe der ihm am Abend vorher durch Toby oder Kanbars oder Lehnert erstatteten Berichte, sehr wohl konnte. Begegnungen um die Mittagstunde fielen aus, weil ein guter Jambisch entweder gleich mitgenommen oder auf die Felder hinaus geschickt wurde, was denn zur Folge hatte, daß man sich erst um sieben Uhr abends zum zweiten Male zu gemeinschaftlicher Mahlzeit versammelte, woran sich dann der Abendessen und eine kurze Plauderei schloß. Bald danach zog man sich zurück, denn der Tag begann früh wieder.

Es war kein herzlicher, aber doch ein unausgesetzter friedlicher Verkehr, in dem man lebte, was Lehnert um so mehr Wunder nahm, als die bunte Menschenmasse, daraus sich das Hauswesen von Rogat-Ehre zusammensetzte, nicht einmal durch das Band gemeinsamer kirchlicher Anschauungen zusammengehalten wurde. Die Kanbarse, Bollblutmärker, hielten zu Luther, Maruschka, die Polin, war katholisch und fuhr alle Jahre zweimal zur Beichte nach Denver, und L'Hermite war schlechtweg Atheist, so daß von der ganzen Obadja'schen Hausgenossenschaft, selbstverständlich mit Ausnahme der eigentlichen Familie, nur die dienenden Cherokee und Amapahindianer, Männer und Frauen, zur „Gemeinde“ gehörten, in die sie, nach zuvor empfangenem Unterrichte, meist mit zwanzig bis vierundzwanzig Jahren einzutreten pflegten. Wenn Lehnert das alles überdachte, sah er sich dadurch mehr als einmal an einen nach Art eines großen Vogelbauers eingerichteten Schaukasten in San Francisco erinnert, drin nicht nur ein Hund, ein Hase, eine Maus und eine Kake sammt Kanarienvogel und Uhu, sondern auch ein Storch und eine Schlange friedlich zusammengewohnt hatten. „Eine glückliche Familie“ stand als Aufschrift darüber, und wenn Lehnert so beim Frühstück und Abendessen den langen Tisch musterte, kam ihm der Schaukasten immer wieder in den Sinn und er sprach dann wohl leise vor sich hin: „Eine glückliche Familie!“ Samt er dann aber weiter nach, wodurch dies Wunder bewirkt werde, so fand er keine andere Erklärung als den „Hausgeist“, als Obadja, der das Friedensevangelium nicht bloß predigte, sondern in seiner Erscheinung und seinem Thun auch verkörperte.

Die Folge davon war ein Gefühl immer wachsender Verehrung und Dankbarkeit auf seinen Lehnerts. Aber so wahr und aufrichtig dies Gefühl war, so kam er demohnachtet zu keiner rechten Freundschaft. Er fühlte sich vereinsamt und brachte sich's gelegentlich zu geradezu schmerzlichem Bewußtsein, daß er in seinen schwersten und schlimmsten Tagen, ja vor Jahr und Tag noch bei den zweifelhaften Leuten am Sacramento, heiterer und fast auch glücklicher gewesen sei, als hier unter den Befehrten und Nichtbefehrten von Rogat-Ehre. Friede und Freundschaft waren da, aber was er mehr und mehr vermisse, war Verehrung und Vertraulichkeit. Obadja, mit all seinen Vorzügen, war doch unnahbar, die Geschwister zu jung, Maruschka zu kindisch und Monsieur L'Hermite zu zurückhaltend und zu ablehnend.

Bei diesem Befunde verblieben ihm nur seine Landsleute, die beiden Kanbarse, und das war hart, weil ihre Nüchternheit keine Grenzen kannte. Dennoch, so nüchtern sie waren und in so lächerlich wichtiger Weise sie sich mit ihrer Lieblingswendung „mein Mann sagt auch“ oder „meine Frau sagt auch“ auf ein-

ander zu berufen pfliegen, Berufungen, von denen aus ein weiterer Appell nicht wohl mehr möglich war — dennoch sah Lehnert ein, daß er, in Ermanglung von etwas Besserem, durchaus bemüht sein müsse, mit ihnen auf einem möglichst guten Fuße zu leben und das um so mehr, als ihn beide die Thatsache nicht entgelten ließen, daß ihre Machtstellung, das Mindeste zu sagen, durch sein Eintreten in die Wirtschaft halbiert worden war. Und so verging denn kein Tag, an dem er nicht an der Seite von Kaulbars den Versuch einer 'mal flüchtigeren, mal eingehenderen Unterhaltung über Nahes und Fernes, über Wirtschaftliches und Persönliches gemacht hätte.

Kaulbars' Lieblingsthema war es, mit seiner ganzen zur Schu getragenen Ueberlegenheit den Amerikanern ihre Sünden und Mangelhaftigkeiten vorzuhalten.

Eines Tages war es ein Gespräch über Ruth und Toby, von dem aus die Brücke zu diesem Lieblingsthema mit gewohnter Geschicklichkeit geschlagen wurde.

„Die beiden Kinder sind doch der Sonnenschein von Rogat-Ehre,“ sagte Lehnert. „Ueber Ruth ist gar nicht zu streiten; ich kann sie nicht sehen, ohne an die Lilien auf dem Felde zu denken. Aber auch Toby, wie brav und wie geschick ist er, und wie gewandt! Wenn Obadja heute stirbt, was Gott verhüten wolle, so nimmt er die Wirtschaft in die Hand.“

„Ja, das thut er, die Einbildung dazu hat er, die haben sie hier alle. Kaum ist einer trocken hinter den Ohren, oder auch noch nicht mal, so wird er ein Reverend oder ein Magistrate, oder sie schicken ihn als Gesandten nach der Türkei . . . Na, für die Türken mag es gehen. Un' is nu gar ein bißchen Krieg in der Luft und soll es gegen Texas losgehen oder Utah oder gegen Mexiko, na, denn hast Du nicht gesehen, denn backen sie die Generale und Obersten wie die Semmeln. Und wer heute noch ein Advokat is oder ein Chemist oder ein Lieferant, der is morgen ein Oberst, und nu geht's ans Schlachtenschlagen. Und dem fahren sie los und singen Yankee-Doodle und thun, als ob sie wenigstens die Welt erobern wollten, und so lange sie die Schienen unter den Beinen haben, so lange geht es. Aber wenn nu das Marchieren anfängt und das erste Camp kommt oder das erste Bivouac, ja, du himmlischer Vater, da haben wir denn die Vesperung. Da is nichts da, da fehlt die Verpflegung und das Gehnngre geht los und wenn sie vierzehn Tage lang im Modder gelegen und noch keinen Feind gesehen haben, dann fallen ihnen die Stiefel vom Leibe und keine Naht hält mehr, und wenn sie dann den Feind zu sehen kriegen, dann plagen die Flinten oder gehen gar nicht los, weil das Pulver nichts taugt oder die Patrone nicht paßt. Und warum is es so? Weil es alles bloß Spielerei is und kein Ernst nich, und Ernst is bloß, daß der Lieferant sein Geld kriegt für die Tornister, die immer drücken, und für seine Mäntel von Löschpapier. Ich habe welche gesehen . . .“

Lehnert wollte widersprechen, aber Kaulbars litt es nicht und fuhr in gleich überlegenem Tone fort: „Ich habe welche gesehen, sag' ich, die wie Zunder vom Leibe fielen. Und warum? Weil alles Geschäft is, und wo alles Geschäft is, is alles Schwindel. Und wenn ich nu frage: Warum is es alles Schwindel? so kann ich bloß sagen, weil sie nichts kennen als Geld und nichts wollen als Geld und nichts anbeten als Geld und weil sie keinen richtigen Gott haben. Und woran liegt es? Weil sie verlobbert sind. Und warum sind sie verlobbert? Weil sie nicht dienen. Und der Toby hat auch nicht gedient und von Strammheit und richtiger Propreté ist keine Rede nich. Blaue Strawatte trägt er und hat 'ne schlappe Haltung, aber ein blauer Schlips is nicht Propreté, und eine lange Stafete, die hin und her schwankt und immer schlentert, weil kein Rückgrat drin is, is nich Strammheit.“

Hier hatte sich Kaulbars vorläufig erschöpft und Lehnert fand Gelegenheit, einzuwerfen: „Ich bin überrascht, Mister Kaulbars, Sie so streng zu sehen. Als hier der große Krieg war, Anno 63, da waren wir beide noch drüben und haben beide nichts gehört und nichts gesehen, und was wir nachher, als wir rüber kamen, gehört haben, nu hören Sie, Mister Kaulbars, da muß man doch Respekt haben vor dem, wie's damals hergegangen ist; sie haben sich geschlagen wie die besten Truppen und sind auch richtig verpflegt worden und wgr keine Rede von vor Hunger sterben. Und so mein' ich denn, es kann nicht alles bloß Schwindel sein.“

„Es is Schwindel, sag' ich, und wer gedient hat . . .“

„Ich habe auch gedient, Mister Kaulbars.“

Kaulbars lächelte. „Wobei denn?“

„Bei den Görtlicher Jägern.“

„Na, hören Sie, mit die Jäger, das is immer bloß so fo.“

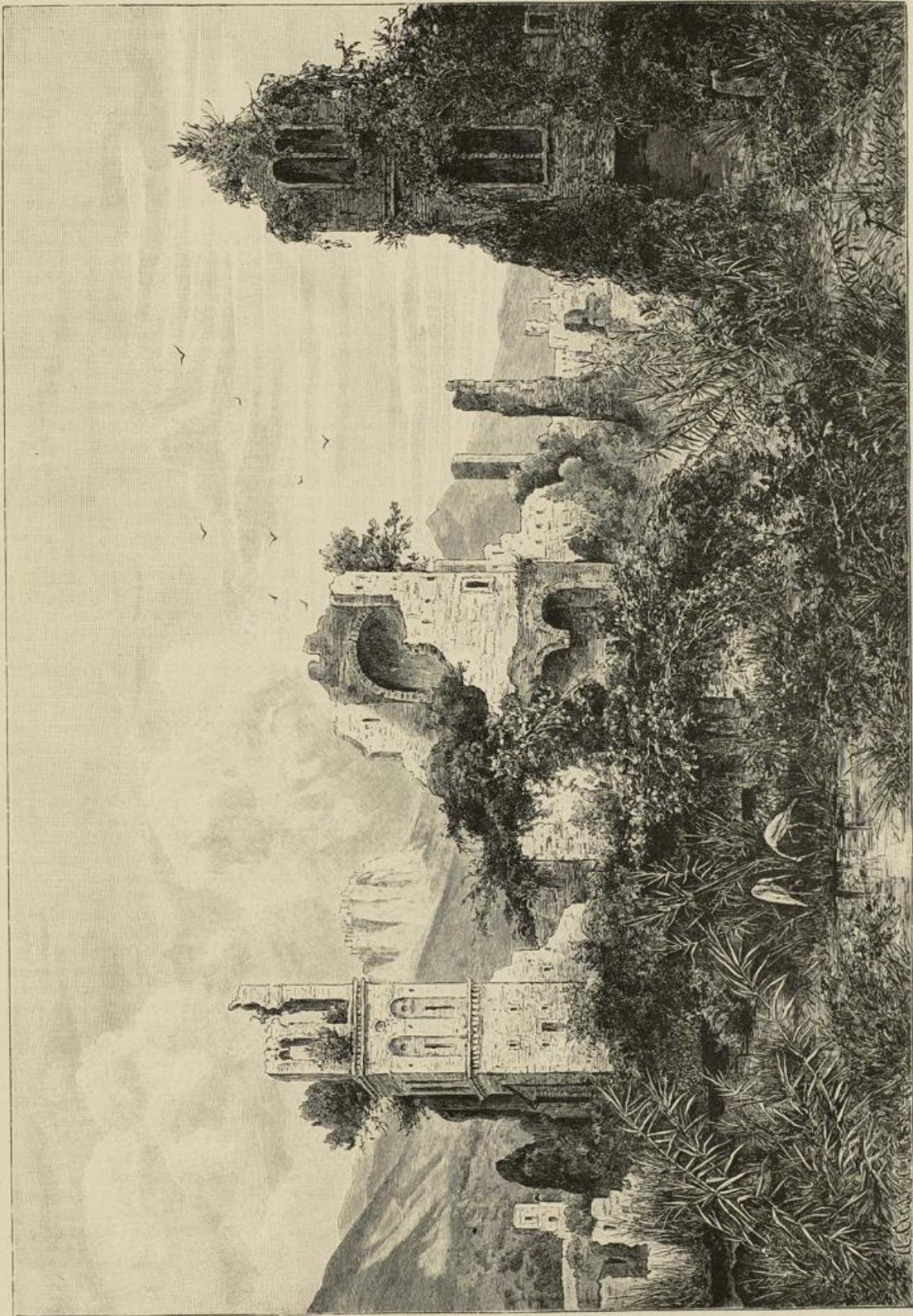
Das is nich Fisch und nich Vogel und geht eigentlich immer bloß auf Jagd und wilddiebt ein bißchen und is kein richtiger Soldat nich. Ich habe bei die Bierundzwanziger gestanden, Hauptmann von Goerschen, fünfte Compagnie. Haben Sie von dem 'mal gehört? Ich meine von Goerschen. Das heißt, es gab eigentlich zwei Goerschen, einer hieß Franz, der war auch ganz gut, aber unserer hieß Otto und wir nannten ihn 'unseren Otto' und war schon mit bei Düppel, Schanze drei. Ich sag' Ihnen, die Schanze war weg wie Schnupftabak. Ja, so sind die Bierundzwanziger, Kuppin und Havelberg, und Mathenow und die 'Zieten'schen', das gehört eigentlich auch noch mit dazu. Hören Sie, die Görtlicher mögen ja so weit ganz gut sein, man soll nicht streiten und soll nich nein sagen, wenn man's nich weiß. Aber das sag' ich Ihnen, Mister Lehnert, aufs Dienen kommt es an und jeder muß 'mal Refrut gewesen sein und muß die Honneurs gelernt haben und muß die Signale gelernt haben. Und das is gewiß, wenn der Hornist blies und war das Signal von der fünften Compagnie, da gab es ein Ohrenspigen wie 'n Kavalleriepferd und mitten im Schlaf. Und wenn dann der alte Oberst von Unruh mit seiner Kräftstimme kommandierte: Präsentiert das Gewehr, und dann der Prinz, unser Prinz, die Front abschritt und die Spielleute spielten und wir mit 'Augen rechts' dastanden und die Puppen, und ich sag' Ihnen, Lehnert, was für Puppen! — ja, das hätten Sie sehen sollen, das hatte so seine Art, das war ein Vergnügen, und wenn der Prinz dann sagte: Na, das sind meine Bierundzwanziger; Kinder, wenn ich Soldaten sehen will, dann seh' ich mir die Bierundzwanziger an. Es lebe der Kaiser! ja, Mister Lehnert, das war was, das kommt vons Dienen und vons Gehorchenkönnen und von der Strammheit und der Propreté, und wenn Sie die ganzen achtunddreißig 'States' umstülten und hier unser Indianterritory mit dazu und alle Menmoniten und den alten Obadja auch, so was fällt nich 'raus un' kann auch nich 'rausfallen, weil's nich drin is und weil alles Schwindel is . . . Und Miß Ruth, nu ja, Miß Ruth ist ein hübsches Ding, geh' ich zu, meinertwegen, und Mister Toby guckt in die Welt wie die Maus aus der Heede. Hübsch sind sie und gewaschen und haben so was wie Prinz und Prinzessin. Aber, bei Lichte besehen, das ist eben der Unfimm. Wer kein Prinz is, darf auch nicht wie 'n Prinz aussehen. Prinz Friedrich Karl, der durste, der war einer. Aber Toby? Toby weiß alles am besten und is doch bloß noch ein Quack. Aber das is hier alles eins, und mit zwanzig ist er bei der Gesandtschaft in Japan und mit vierundzwanzig ist er Oberprieester in Rogat-Ehre. Denn der Alte wird klapprig und ewig kann er doch nicht leben und wenn er auch so fromm wäre wie Abraham oder wie Hiob.“

19.

So verliefen die Gespräche, welche die beiden preußischen „Kameraden“, wenn sie morgens auf die Felder hinausritten, miteinander führten, Gespräche, die Lehnert nur zu deutlich zeigten, daß mit dem guten Kaulbars (und mit der Frau lag es nicht viel besser) wohl ein friedlicher, aber kein freundschaftlicher Verkehr möglich sei.

Und so würde denn das Gefühl von Vereinsamung, das ihn sehr bald nach seinem Erscheinen in Rogat-Ehre zu quälen begann, sehr wahrscheinlich in einem beständigen Wachsen geblieben sein, wenn ihm nicht der anfangs mit so viel Mißtrauen und Abneigung angesehene Monsieur Camille L'Hermite mit jedem Tage theurer geworden wäre. Monsieur L'Hermite hatte nichts von der selbstgefälligen Enge, darin sich beide Kaulbars gefielen, und so kam es, daß sich für Lehnert mit dem „lieben Landesfeinde“ — „mon cher ennemi“, wie Monsieur L'Hermite sagte — nach und nach ein Verhältniß anbahnte, das ihm der deutsche Landsmann nicht gewähren konnte.

Den ersten Anstoß zu dieser Wendung gab ein ganz kleiner Vorfall, der sich schon während der ersten Wochen ereignete. Wenn von Tisch aufgestanden und nach kurzem und meist die Wirtschaft betreffenden Gespräche der Rückzug in die Zimmer des oberen Stocks angetreten wurde, schloß sich Lehnert diesem Rückzug nicht



Hima.
Zeichnung von F. Schreyer.

immer an, sondern zog es mitunter vor, in einer jenseit der Alzianallee gelegenen Garten- und Parkanlage, darin sich auch die von Obadja aus großen Feldsteinen aufgeführte Familiengruft befand, noch eine halbe Stunde lang auf und ab zu gehen, wobei Ruths Neufundländer ihn meistens begleitete. Stieg er dann, wenn's dunkel geworden war, auch seinerseits die Treppe hinauf, so klang regelmäßig vom linken Korridor ein Choral herüber oder ein geistliches Lied: Ruth sang und Toby begleitete. Was aber Lehnerts Gemüth mehr noch als dieser Gesang in Anspruch nahm, war, daß er mal auf mal, wenn er an Monsieur L'Hermite's Zimmer vorüber kam, in aller Deutlichkeit hören konnte, wie dieser die Thür leis ins Schloß drückte, ganz so, wie wenn er's verbergen wollte, dem Gesange Ruths gelauscht zu haben. Einmal aber traf es sich, daß L'Hermite, trotz aller Vorsicht, auf seinem Lauscherposten von Lehnert doch überrascht und dadurch in eine kleine augenblickliche Verlegenheit versetzt wurde. Seine französisch gute Laune half ihm aber rasch darüber hin und sein Kläppi zurückziehend, wie seine Gewohnheit bei jeder Ansprache war, trat er an Lehnert heran und sagte, während er nach dem linken Korridor hinüber deutete: „Nicht i. bel! Nicht wahr?“ Und als Lehnert nickte, nahm er dessen Arm und sagte: „Bitte, treten Sie ein, mein lieber Feind!“

Lehnert folgte denn auch der freundlichen Aufforderung und nahm in einem Schaufelstuhle Platz, während sich L'Hermite mit übereinandergeschlagenen Beinen auf den durch eine grüne Schirm-lampe nur mäßig erhellerten Arbeitstisch setzte. Die mäßige Beleuchtung war dem auch Ursache, daß viele Stellen des Zimmers, der eigentlichen Ecken und Winkel ganz zu geschweigen, in einem Halbdunkel verblieben; aber sie gab immer noch Licht genug, um den Umschau haltenden Lehnert erkennen zu lassen, daß der ganze Raum ein merkwürdiges und sehr unordentliches Durcheinander von Schlosserwerkstatt und chemischem Laboratorium, von physikalischem Kabinett und Mineralienammlung war. Das Chemische herrschte vor, im übrigen aber lief der Gesamteindruck darauf hinaus, daß es nichts auf der Welt gäbe, was hier nicht entdeckt und erfunden werden könnte. Welchem Zweck das alles diene, gab zu denken, und Lehnert, der immerhin einiges von L'Hermite's Vergangenheit in Erfahrung gebracht hatte, würde beim Anblick all dieser Kolben und Retorten sicherlich auf einige für Europa bestimmte Mihilitenbomben gerathen haben, wenn nicht Rogat Ehre so ganz den Stempel des Friedens getragen und Obadja selbst bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit einer besonderen Vorliebe von Monsieur L'Hermite gesprochen hätte.

Lehnerts Verweilen an diesem ersten Weihnachtsabend war nur von kurzer Dauer gewesen, aber es hatte doch ausgereicht, beide einander zu nähern und in weiterer Folge sogar regelmäßige Zusammenkünfte herbeizuführen. An jedem dritten Tage, wobei zwischen Hüben und drüben gewechselt wurde, traf man sich zu ziemlich später Stunde und plauderte dann bis Mitternacht. Das war die Regel, die, wenn Lehnert Wirth war, streng galt. An den L'Hermite-Abenden aber — an denen, außer einigen anderen Verpflegungsfinessen, auch ein in Galveston erstandener und mit Cognac und Absinthflaschen reichlich ausgestatteter Rosenholztafel eine Rolle spielte — ging ihr Geplauder gelegentlich bis über die zwölfte Stunde hinaus. Obadja wußte von diesem Rosenholztafel und daß ihm, vor allem von L'Hermite selbst, fleißig zugesprochen würde, was er, wie sich denken läßt, mißbilligte; trotzdem ließ er es geschehen, einmal weil ihm alles Erziehen, wenn es sich nicht von selbst machte, zuwider war und fast mehr noch, weil er sich nicht das Recht zuschrieb, die Lebensgewohnheiten eines Mannes zu regeln, der, wenn auch ein Flüchtling, so doch immerhin ein unbeanstandeter Gast und auch eine Person von praktischer Bedeutung für Rogat-Ehre war. Und so störte denn niemand diese Zusammenkünfte, die bald beider Freunde besondere Lust und Freude wurden.

Nur eines, was übrigens die Freude nicht minderte, fiel Lehnert bei diesen abendlichen Zusammenkünften auf, und das war die Zurückhaltung, mit der L'Hermite seine „große Zeit“, seine historische Vergangenheit behandelte. Nicht als ob er Lust bezeugt hätte, sich von ihr loszusagen, durchaus nicht, er vermied nur einfach, ohne Veranlassung davon zu sprechen, und beschränkte sich, wenn diese Veranlassung eintrat, auf das unbedingt Nöthigste. Der furchtbare Ernst der Scene, darin er mitgespielt hatte, war ihm gegenwärtig und ein seines ästhetischen Gefühl, das ihn überhaupt auszeichnete, hielt ihn ab, von einem Vergange zu sprechen, dessen

Erwähnung, wenn es die Verhältnisse nicht geradezu geboten, entweder renommistischer oder cynischer berühren mußte. Als Lehnert erst klar darin sah, stimmte er seinem Sturgenossen zu, vorher aber war er doch wochenlang von dem Verlangen erfüllt, über den interessanten Vergang Ausführlicheres zu hören, und schwankte nur, nach welchem Plane er verfahren solle, um seine Neugier zu befriedigen. Schließlich entschied er sich dafür, auf einem Umwege vorzugehen und das Gespräch zunächst auf die langen Einschließungstage von Paris zu lenken. Es seien langweilige Tage gewesen, auch für sie draußen, und das Zerstreuliche hab' erst eigentlich begonnen, als die Franzosen untereinander ins Scharmügeln gerathen seien, die Versailler gegen die Pariser. Da haben er und seine Kameraden oft viele Stunden lang auf dem Höhenzuge zwischen St. Germain und St. Denis gestanden und dem Striege wie einem rüchigen Kriegsschauspiel zugehört. Und einmal hab' er ganz deutlich beobachten können, wie die Parissischen durch eine geschickte Bewegung über die Brücke von Asnières alles, was von Regierungstruppen in der großen Seine-Schleife gestanden, abgeschnitten hätten. Aber das sei freilich auch der letzte Sieg gewesen und schon am nächsten Tage sei der Triumphbogen von dem von St. Cloud vorgehenden Bataillone erstürmt worden. Und wenn er sich vergegenwärtige, was er bei der Gelegenheit alles gesehen habe, so begreif' er nur zu gut, was seitens der Kommunarden geschehen sei, und könne von Grausamkeit keine Rede sein.

Monsieur L'Hermite hatte, während Lehnert so sprach, still vor sich hingeblickt und eine Cigarette gedreht und erst nach einer Weile das Wort genommen. Es sei so, wie Lehnert sage. „Die Sache da draußen am Trocadero war kein Spaß und darauf hin wurden die Geiseln erschossen . . . Und der letzte war der Erz-bischof . . . Ich übernahm selber das Kommando . . . Er ist gestorben wie ein Held!“

Lehnert sog jedes Wort ein, als L'Hermite so sprach, und glaubte, jetzt sei der Augenblick für vertrauliche Mittheilungen gekommen. Aber er sah sich abermals getäuscht, und sein Wissen blieb im wesentlichen auf dem Punkt, auf dem es schon vorher gestanden hatte.

Nicht viel besser erging es ihm, als er auf einem ähnlichen Umwege den Versuch machte, näheres über seines Sturgenossen Aucht aus Numea, wohin dieser deportirt worden war, herauszuholen. L'Hermite wogte den Kopf hin und her und sagte dann, während er, um damit zu spielen, eine große Zeile vom Arbeitstische nahm: „Es machte sich schnell. Wir waren unser drei, die's wagten, weil wir gut schwimmen konnten, und schwammen denn auch wirklich, trotz Brandung, auf ein Schiff zu, von dem wir wußten, daß der Kapitän mit unserer Sache sei. Meinen beiden Kameraden aber ging die Kraft aus; ich für mein Theil konnte noch gerad' ein Tau fassen, das mir von Deck aus zugeworfen wurde. Das ergriff ich denn auch und eine Minute später zogen sie mich an Bord. In derselben Stunde noch ging's nach Portland. Und da war ich frei. Das andere wißt Ihr; Ihr kommt ja auch von San Francisco her. Ist eins wie das andere.“

So knapp waren Monsieur L'Hermite's Erzählungen, wenn es seine historische Zeit galt, aber desto mittheilsamer war er, wenn er auf seine mit Technik und Mechanik und vor allem mit dem Bergwerkswesen in Zusammenhang stehenden Pläne zu sprechen kam. War er doch vor allem ein Entdecker und Erfinder, und wenn er auch unzweifelhaft an seiner kommunistischen „Idee“ mit einem stillen Fanatismus festhielt, so gab es doch eins, was in seinen Augen der „Idee“ gleich kam, das war das „Projekt“. Ja, er war vielleicht über alles andere hinaus seiner ganzen Natur nach nichts als ein Projektmacher, und was er die „Durchführung seiner Idee“ nannte, war eigentlich auch nur Projekt und hält' ihn, wenn es anders gewesen wäre, schwerlich in seinem Gemüthe derart ergriffen, wie's jetzt thatsächlich der Fall war. Er hielt Lesseps für den größten Mann des Jahrhunderts, und Isthmusdurchstichung oder eine Tunnel-eisenbahn unter dem Kanal zwischen England und Frankreich hin, Ausschöpfung der Zundersee und Füllung der Saharawüste mit Oceanwasser waren Dinge, die seiner Seele mindestens so hoch standen, vielleicht noch höher als der Sieg der Kommune.

Es war in einer Nacht nach einem solchen Gespräch mit L'Hermite. Lehnert schlief noch nicht lang, als ein Klopfen ihn weckte. Wer es sein könne, war ihm kaum zweifelhaft, und er

ging auf die Thür zu und öffnete. Wirklich, es war L'Hermite, nur in Pantoffeln und weitem Beinkleid und sein Kläppi wie gewöhnlich im Nacken. In der Linken hielt er einen Leuchter, drin ein Lichtstümpfchen, mit einem Dieb am Docht, steckte, das ein rufsigqualmendes, flackerndes Flämmchen gab. Das Gröstele ging unter in dem Schmerzlichen der Erscheinung. Er mühte sich, überlegen drein zu schauen, und schien über sich und die Welt lachen zu wollen, aber ein mächtigeres Gefühl hielt seinen Spott im Bann, und er sah aus wie der Tod auf der Maskerade, der tanzen will. Endlich nahm er Platz, während Lehnert sich ihm gegenüber setzte.

„Ihr könnt nicht schlafen, Monsieur L'Hermite. Was giebt es?“

„Es sah wer in mein Fenster.“

„Wer?“

„Ich sah ihn nicht. Aber er hielt ein Kreuz vor der Brust.“

„Das war das Fensterkreuz und der Mondschein dahinter.“

L'Hermite lächelte. Lehnert aber, der das Grauen, das ihn mit erschaut hatte, dem Freunde wie sich selber wegreben wollte, suchte bei seinem zwangsweis angeschlagenen Heiterkeitston zu beharren und sagte: „Sinnestäuschung, Monsieur L'Hermite! Wer Euch ins Fenster sehen will, muß von unten her eine Leiter anlegen.“

„Oder von oben!“

Er sprach das so, daß Lehnert verstummte. Und nun saßen sie sich einander gegenüber und zwischen ihnen schwebte das Licht, dessen Flackerchein von dem Spiegeltisch zurückgeworfen wurde.

So verging eine Weile. Dann sagte Lehnert: „Es giebt eine Himmelsleiter und die Engel steigen hernieder, so steht geschrieben . . . Und vielleicht auch die des Gerichts. Glaubt Ihr solche Dinge?“

„Nein! Aber das Märchen hat nun 'mal Gewalt über uns, das Giapopeia, das uns schon von der Wiege her gesungen wird. Da liegt es. Wir zittern vor dem Spuk und haben kein Mark in der Seele.“

Lehnert schwieg. Endlich sagte er: „Monsieur L'Hermite, drüben ist der Mond und der Mond ist nicht jedermanns Sache. Bleibt hier, legt Euch auf das Ruhebett!“

L'Hermite aber erhob sich wieder von seinem Platz, legte seine Hand auf Lehnerts Schulter und sagte: „Nein, wir wollen lieber in die Kapelle gehen; ich will da das Kreuz vom Altar nehmen und es hochhalten und den Geist anrufen. Denn der Geist ist die Idee. Die Kapelle soll 'mal etwas anderes hören, als die Geschichte von Pharaos Traum und den ewigen sieben Mähen. Obadja persönlich ist eine fette Kuh, aber seine Predigt ist eine magere. Kommt! Ich will sein Tabernakel in einen Tempel der Idee verwandeln und will bloß vor zweien sprechen, vor Euch und dem Mond. Das ist mir genug.“

Es war nicht leicht, Monsieur L'Hermite von seinem Vorhaben ab- und in sein Zimmer zurückzubringen. Endlich gelang es, und nachdem Lehnert, des noch immer draußentehenden Mondes halber, die Läden des einen Fensters geschlossen hatte, ging er in sein eigenes Zimmer zurück, um hier wieder sein Lager aufzusuchen. Er war nun selber Zeuge gewesen von der gelegentlichen Geistesgestörtheit L'Hermites, von der er schon gehört hatte. „Wenn es nicht sein Gewissen ist“, hatte Toby damals hinzugesetzt. Und Lehnert wiederholte jetzt Tobys damalige Worte.

Der andere Tag war ein Sonntag. Lehnert erschien zur Morgenandacht, beurlaubte sich aber gleich danach für den ganzen Tag, um ins Gebirge zu reiten, in die Ozark-Mountains, deren viele Meilen langen Zug er nun seit einer Reihe von Wochen in beinahe nächster Nähe vor sich sah, ohne daß es ihm bisher möglich gewesen wäre, sie zu besuchen. Die Woche gehörte der Arbeit und der Sonntag der Betrachtung und Ruhe, worauf Obadja mit einer ihm sonst nicht eigenen Strenge hielt. Ausnahmen waren aber statthaft, und Lehnerts musterhafte Zuneigung aller Hausgeheke während seiner jetzt mehr als zweimonatigen Au-

wesenheit in Rogat-Ehre ließ es Obadja nicht schwer fallen, heute einen solchen Ausnahmefall eintreten zu lassen.

Es war der zweite September, und als Lehnert eben eine leis ansteigende Ebereschentallee hinauf ritt — er hatte sich für einen kleinen Umweg entschieden — entsann er sich mit einer gewissen Freudigkeit, daß es der Sedantag war. Er versenkte sich wieder in die Vorgänge von damals und sah wieder den Angriff der Chasseurs d'Afrique und wie die Säbel und rothen Kläppis der attackierenden Schimmelchwadron in der Sonne blitzten.

Solche Bilder vor der Seele, ritt er weiter, allmählich aber bog die Ebereschentallee wieder nach links ein und ging in einen Birkenweg über, der sich alsbald in geringer Entfernung von dem in Trümmern liegenden Fort O'Brien ins Gebirge hineinzog. Als er in Höhe dieser Stelle war, stieg er ab und band sein Pferd an einen Baum, um, eh' er weiter ritt, erst dem merkwürdigen Trümmerhaufen, auf den sich, von seinem Fenster aus, sein Auge manches liebe Mal gerichtet hatte, seinen Besuch zu machen. Fort O'Brien war vor kaum mehr als zwanzig Jahren in einem der vielen kleinen Kämpfe mit den Indianern von diesen zerstört und zerstört worden, wobei Dach und Inneres gänzlich verbrannt, der Wallgang aber sammt seinen Palissaden und vor allem ein an einer Ecke stehender abgeflachter Steinturm in leidlich gutem Zustande verblieben waren. Lehnert kroch, als er das Fort erreicht hatte, überall umher, erklimmte den Thurm auf einer noch wohl erhaltenen Wendeltreppe und sah nun zurück nach Rogat-Ehre hin. Die Entfernung war ziemlich bedeutend, aber die wundervolle Klarheit der Luft ließ ihn alles aufs bestimmteste erkennen. Das Gassenfenster zur Linken, das war das seine, und das an der anderen Ecke, da wohnte Ruth. Es war ihm, als sah' er sie, und indem er ihrer gedachte, gedacht' er auch schon des Augenblicks der Rückkehr und sah sich die Treppe hinaufsteigen und vernahm andächtig den Choral, den sie mit klarer Kinderstimme sang. Und nun bog er in den Korridor ein und hörte wieder deutlich, wie die Thür ins Schloß fiel, und wie sich Monsieur L'Hermite wie herkömmlich von seinem Laufherposten zurückzog. Und während er das alles im Geiste vorwegnahm, trat er, sich wieder erinnernd, wo er war, an die Brüstung des alten Thurmes heran und pflückte, sich bückend, allerlei kleine Blumen, die hier aus dem zerbröckelten Gestein reichlich aufsproßten, und band einen Strauß, den er mitnehmen und Ruth überreichen wollte.

Das Pferd nagte noch ruhig an den Birkenzweigen, als er nach einer Weile zurückkam, um wieder in den Sattel zu steigen. Der Weg aber, der immer steiler anstieg, erschien ihm jetzt mehr und mehr wie die Krümmhübler Straße zwischen dem „Goldenen Frieden“ und dem „Waldhaus“, und der Gebirgsbach, der da neben ihm schäumte, das war die Lomnitz, die vom Mittagstein und den Teichen herunter kam. Und unwillkürlich sah er auch nach dem Inselchen aus und ob er das Haus sähe, sein Haus, mit den zwei Brückenstegen und dem Schindeldach und dem sich am Haus hin und dann bis aufs Dach hinaufstreckenden gelben Rosenstrauch. Er sah aber nichts als Tannen und wieder Tannen und dann und wann eine Lichtung, und dabei wurde der Weg immer enger und steiler, bis zuletzt ein Quell kam, der aus einer niedrigen, aber senkrechten Felswand sprang und dicht darunter in einen aus vier mächtigen Steinen gebildeten Kessel fiel. Und an dem Kessel hin lief ein Pfad und dahinter kam ein Moorstreifen, und verdorrtes Gras und Hufslattich . . . Und dann kam ein Kusselgebüsch . . . Und da lag wer . . .

Und Lehnert hielt an und fuhr mit der Hand über Stirn und Auge, wie wenn er das Bild verschonen wollte. Aber es wich nicht. Und zuletzt gab er dem Pferde die Sporen und ritt, so rasch es der Weg zuließ, immer höher bergan.

Nur einmal noch sah er nach der Stelle zurück.

„Das ist der, der bei L'Hermite ins Fenster sah.“

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

In den pontinischen Sümpfen. (Zu dem Bilde S. 145.) Wie Goethe vor hundert Jahren bestiegen wir eines Morgens in Belletri die Diligenza — noch immer das einzige Verkehrsmittel auf der 50 Kilometer langen Straße zwischen den beiden Grenzstationen der pontinischen Sümpfe: Cisterna und Terracina — wohlgewart von Birli und Betturini vor den Gefahren der Malaria. Steil fällt die Poststraße die artemisischen Hügel hinab, einsam, staubig. Aber mit einem Schlage, bei plötzlich

Wendung, liegt sie nun dicht vor uns, die unermeßliche, schweigende, einsame, von weißlichen Dämpfen umschleierte Ebene, groß wie ein Meer. In schunngerader Linie, gesäumt von dem Abzugskanal, den Papst Pius VI. gezogen, der Linea Pia, schneidet durch die Ebene die Via Appia, die „Königin der Straßen“, auf welcher einst die römischen Legionen in den Süden hineinzogen. Rorck steigt sie und fällt sie noch, wendet sich um immer flacher werdende Hügel herum, läuft an einsamen Meiereien, einem

zerfallenen Kirchstein vorüber, und dann ist man in Cisterna, der „Region der Büffel, des Fiebers, der Sumpfe und der Räuber“. Hier beginnt der Sumpf, die siebengehen Gesichter der verumminten, vom Frost geschüttelten Mauern sagen's uns, und dehnt sich hinab bis zum Meere, ein großer Leidenader. Wie zum Trost schweift der Blick links hinüber nach den Volskerbergen und findet hoch droben, ins Himmelblau getaucht, zunächst Rocca Massima, dann unterhalb das Felsenfest Cori, einst Cora, dessen arme Bewohner sich des Ursprungs von Dardanos rühmen, dem Stammherrn der Trojaner, das in seinen kufopischen Mauern noch von gewaltigen Urzeiten erzählt, das in den Volskerkriegen durch das Römerschwert Unsägliches gelitten. Wild schieben die Felsen sich über- und durcheinander, und auf steiler Klippe richtete sich Norma auf (343 Meter ü. M.), bei den Römern, die in den festen Mauern die karthagischen Geiseln in Sicherheit brachten, Norba genannt. Auch hier kufopische Mauern und Tempelreste, deren Steine, angeblich von Vertules selbst gefügt, im jullanischen Kriege wild durcheinandergeworfen wurden.

Nach diesem Norma hinauf steigt aus den Sumpfen eine Straße und an ihrem unteren Ende liegt Ninsa, der Kirchhof, die Leiche einer Stadt, die ihren Tod durch Ertrinken in den Sumpfen fand, nachdem ihre Bewohner von dem Würgengel Malaria erlitten worden waren.

Uns packt die geheimnisvolle Gewalt des Märchenzaubers. Die Stadt ist wie zu einem großen Blumenfeste geschmückt. Ueber die Mauern, Gärten, Häuser, über Kirchen und Thürme hat der Erden sein grünes Netz gebreitet, von Gefirnis zu Gefirnis ziehen seine flatternden Gewinde, aus den Thurmspitzen hängen die Ranken. Wie eine stille Braut, die den Bräutigam erwartet, spiegelt Ninsa sich in seinem schlüfumsäumten See. Das Thor der Basilika steht offen, helle Sonnenlichter spielen auf dem blumenbewachsenen Mosaikfußboden; von den Wänden schauen die schattenhaften Figuren von Heiligen in verblissenen byzantinischen Gewändern; den Altar überdeckt ein Blumenteppeich, um den ein Schmetterlingspaar gaukelt. Das Reich Dornröschens! Die tiefe Stille, sie wird nur unterbrochen durch das schläfrige Gemurmel des Flusses Ninsa, dann und wann auch durch das krächzen der Reiher, die umgestört zwischen den Büschen des Sees nisten, der Raben, die in den Spalten eines alten Feudalthurmes aus- und einfliegen.

Die Steine des säulenragenden antiken Brunnenhäufes, des Nymphaeums, von dem der Ort den Namen erhielt, sind längst in dem Sumpfe verfunken. Auf seinen Ruinen errichtete ein späteres Jahrhundert eine dem Erzengel S. Michael geweihte Kirche; so erzählt die Ueberlieferung. Sicher ist, daß im Jahre 1216 der Kardinal Ugolino, nachheriger Papst Gregor IX., hier am Orte die Kirche S. Maria del Mirieto (zum Mirtenhain) bauen ließ, neben welcher die Ritter des heiligen Lazarusordens ihren Sitz hatten. Weiteres weiß man nicht von der Stadt. Der Sumpf schlich näher und näher an die Mauern heran, das Fieber wanderte durch die Gassen, und eines Tages war niemand mehr da, der die Toten beweinen konnte. Die schöne mittelalterliche Stadt war eine Sage geworden.

Das Land, das ringsum noch im Schmuck seiner Oliven, Reben, Orangen und Zitronen lächelt, lächelt wie ein Sterbender; es ist das Lächeln des Todes, das wir sehen. Er eilt auf Flügeln der Malaria vom Gebirge zum Meer hinab und zurück und mäht das Leben, wo er es findet. Wenn er begegnet in dieser Ebene, den grüßt er mit dem Gruß der Unterwelt. Die Straße, die wir ziehen, von Cisterna hinab gen Terracina, geht mitten durch sein Reich: eine Gräberstraße, und der Gruß der Schütter, die mit Weib und Kind todesmüthig im glühenden Erntemond von den Höhen hinabwandern, das Korn der reichen römischen Herren einzuharben, klagt uns wie der Gruß der zum Sterben bereiten Fechter des alten Roms: Morituri salutem! Woldemar Kaden.

Das viele Kaffeetrinken. Wir wissen seit lange, daß ein übermäßiger Genuß des Kaffees der Gesundheit nicht zuträglich ist, und jedermann kennt auch die Anzeichen der Vergiftung durch Kaffee. Man wird matt, unthätig zur Arbeit, leidet an Kopfdruck und Schlaflosigkeit; die Hände zittern, das Herz schlägt schnell, unregelmäßig und schwach; der Puls ist dementisprechend klein und weich; der Appetit fehlt und man verspürt Angstgefühle. Das kommt von dem vielen Kaffeetrinken, und es kommt vor bei Männern wie bei Frauen: bei letzteren entschieden häufiger, denn die Frauen „neipen“ ja in Kaffee, wie man unhöflich zu sagen pflegt. Wir sind allerdings noch weit davon entfernt, von einer „Kaffeeseuche“ reden zu dürfen, wir befinden uns noch in dem Stadium des Kränkchensdusels, aber der Kaffeemißbrauch gewinnt immer mehr Ausbreitung und macht sich auch in den Kreisen bemerkbar, deren Frauen keine Zeit haben, von 4 bis 7 oder gar 8 Uhr „nachmittags“ vor Tassen und Kannen zu schwelgen — in Genüssen des Gammens und des Gehörs. So z. B. sind neuerdings in Essen einem Arzte viele Schwächezustände unter den Frauen der Arbeiterbevölkerung aufgefallen, die lediglich auf den Mißbrauch des Kaffees zurückgeführt werden mußten. Dies erklärt sich leicht dadurch, daß gerade viele billigere Sorten, wie z. B. der Ceylonkaffee, sehr viel Caffein enthalten.

Für Gesunde ist der Kaffee in angemessener Menge ein gutes Anregungsmittel. Schwache Personen aber sollten in diesem Genuß vorsichtig sein, denn das viele Kaffeetrinken schwächt das Herz und zerrütet die Nerven.

Singen und Sagen. Unter diesem Titel hat Albert Möser neue Gedichte veröffentlicht (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-gesellschaft (vorm. J. K. Richter)), welche alle Vorzüge seiner früheren wiederum bewahren. Möser gehört nicht zu den Dichtern, die es mit der Form leicht nehmen und denen es, was Rhythmus und Reim betrifft, gleichgültig auf eine Handvoll Noten nicht ankommt. Er bevorzugt künst-lerische Strophenformen, insbesondere das Sonett, und bewegt sich in

ihnen zwanglos und geschmackvoll. Sein Vorbild ist offenbar Platen und von den Dichtern der Gegenwart erinnert er am meisten an den Grafen Schack. Wie dieser liebt er auch weltweite Fernblicke, was sich besonders in dem Abschnitt „Aus allen Zonen“ zeigt. Genio luctet er Entdeckungen der neueren Naturwissenschaft in dichterisches Gewand zu kleiden. Gleich im ersten Buche finden sich derartige Gedichte: „Der Komet“, „Gesang des Weltmeers“, „An Darwin“, „Das Erdbeben“, „Doppelsterne“. In den erzählenden Gedichten greift der Dichter bis in das Alterthum zurück; aber auch die neueste Zeit bietet ihm willkommene Stoffe. Sehr stimmungsvoll ist das Gedicht „Langensalza“ auf den 27. Juni 1866. Die Erinnerung an den blinden König Johann von Böhmen, der sich bei Grez 1346 aufs Kopf binden ließ und so in die Feinde stürzte, ist von schlagkräftigster Wirkung. Der blinde König von Hannover glaubt nach dem Kampfe bei Langensalza des Sieges sicher zu sein. Da redet ihn der Dichter an:

„O König, fürchte des Schicksals Hohn!
Ein Bahu hat dich betrogen;
Wohl siegst du heute, doch morgen schon
Irrst du als Flüchtling ohne Thron,
Bist ruig von Feinden umzogen.“

Von König Johann, dem Kaisersproß,
Dem blinden, wohl hörtest du Kunde;
Er ließ sich binden aufs hohe Kopf,
Stob müthig in rasender Feinde Troß
Und suchte die Todeswunde.

Die tausendjährige Herrlichkeit
Der Welfen, wie bricht sie in Scherben!
Verbanne die Hoffnung fern und weit,
Wirf gleich Johann dich in den Streit
Und stirb wie Helden sterben!

Sehr schwunghaft sind auch die drei ersten Strophen des Gedichts „Die Hoffe von Mars la Tour“:

„Der Kampf ist geendet, es naht die Nacht,
Es flammen die Dörfer im Kreise,
Da schmettert das Horn mit gellender Macht
Und ruft aus der wilden, der graunigen Schlacht
Die Streiter mit mahrender Weise.“

Erst Stille ringsum, dann dumpf und schwer
Hört man den Boden erdröhnen,
Und wild über Leichen und blutige Wehr
Braust her von Koffen ein wicherndes Heer,
Gelodt von des Dornrufs Tönen.

Es lodert ihr Auge in feurigem Brand,
Noch sprühen die Müttern vom Karzise,
Sie stehen gereiht und stampfen den Sand,
Doch, die sie am Morgen noch lenkte, die Hand,
Starr ward sie im Todestrampe.

Ein hungriger Gast. (Zu dem Bilde S. 137.) Es sind somit nicht gerade die friedlichsten Verhältnisse, die fahrenden Kriegsknechte, die ihre Dienste überall anbieten, wo es Hündel und einen gut zahlenden Herrn giebt, oder die auch wohl in Ermangelung solcher Gelegenheit zu „ehrllichem“ Verdienste auf eigene Faust das Krieges anfangen. Diesmal aber haben wir es mit einem verhältnismäßig ordentlichen Vertreter dieser Menschenklasse zu thun; verhältnismäßig — denn auch er wird sich kaum die Mühe genommen haben, sich über die Unbequemlichkeit des fetten Duhns, das an seiner Seite hängt, erst genauer bei der Wäuerin zu erkundigen, ehe er es heute früh beim Durchmarische durch das halbchlafende Dorf mitlaufen ließ.

Aber der schon etwas ältliche Kumpau, den wir auf unserem Bilde im grobgenähten Ledertoller, in Eisenwams und Eisenkniechen vor uns sehen — er ist unter seinem rauhen Kriegshandwert empfanglich geblieben für die Reize friedlicher bürgerlicher Lebensart — insbesondere soweit solche mit einem ausgiebigen Nahrungszustande verbunden ist. So hat es denn sein gutmüthig schmunzelndes Gesicht rasch dahin gebracht, daß der sechsjährige Hube seiner Quartiergeberin Freundschaft mit dem Fremdling schloß und in kindlichem Anpassungsdrang sofort sich mit des neuen Kameraden Armbrust und — Schnapsflasche bewehrte. Mit ehrllicher Bewunderung schaut das Schwesterchen auf die mit ertaunlicher Schnelle zwischen den Zähnen des hungrigen Gastes verschwindenden Knödel — sie weiß, daß sie für den Hothsalz, wenn die Knödel zur Stillung des Appetites nicht ausreichen sollten, noch mit ihrem Brotlaib einbringen kann. Auch die junge Mutter hat Vertrauen zu dem vielleicht nicht eben gerne begrüßten Gast gefaßt und sie schaut mit Verliebding auf den glänzenden Sieg, den ihre Kochkunst bei dem fahrenden Mann zu verzeichnen hat.

Kleiner Briefkasten.

J. W. in Neu-Ulm. Der § 89 Ziff. ob der Deutschen Verbrodnung bestimmt: „Von dem Nachweise der wissenschaftlichen Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst dürfen die Ersatzwehrenden dritter Instanz (in Bayern eines der beiden Generalkommandos mit einem Civiltemmiffar) entbunden werden; ... hundertjährige oder wehrfähige Arbeiter, welche in der Art ihrer Thätigkeit hervorragendes leisten. Personen, welche auf eine berufliche Beschäftigung Anspruch machen, haben ihrer Meinung bei der Prüfungskommission ihres Bezirks die erforderlichen, amtlich beglaubigten Zeugnisse beizufügen. Diefelben sind nur einer Prüfung in den Elementarlemmiffen zu unterwerfen, nach deren Ausfall die Ersatzbehörde dritter Instanz entscheidet, ob der Berechtigungschein zu erteilen ist oder nicht.“
Fr. G. in Graz. Ihrem Patriotismus alle Anerkennung! Doch ist Ihre Einwendung aus Gründen der Form zur Berücksichtigung nicht geeignet.

Inhalt: Stammeszeichen. Roman von G. Werner (Fortsetzung). S. 133. — Viel Lärm um nichts. Illustration. S. 133. — Ungedruckte Briefe Freih. Reuters. III. S. 136. — Stanien vor zwanzig Jahren. Von H. Kanfer. S. 140. Mit Porträt. S. 141. — Cant. Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). S. 142. — Blätter und Blütten: Sagen und Sagen. S. 147. Mit Illustration. S. 145. — Das viele Kaffeetrinken. S. 148. — Singen und Sagen. S. 148. — Ein hungriger Gast. S. 148. Mit Illustration. S. 148.